



Berlin, den 3. März 1900.

Prügel.*)

Also sprach der preussische Justizminister im Hause der Abgeordneten: „Die Abneigung gegen die Prügelstrafe ist bei vielen Leuten im Schwinden begriffen.“ Wenige Tage darauf sagte der Kolonialdirektor im Reichstag: „Nicht durch Prügel sind die Eingeborenen zur deutschen und christlichen Kultur zu erziehen. Zwar erklären sämtliche Gouverneure sie jetzt noch für unentbehrlich; aber gänzliche Abschaffung ist auch für die Kolonien das zu erstrebende Ziel. Frauen, Indier, Araber dürfen schon jetzt in Ostafrika

*) Im Deutschen Reich und in Preußen arbeitet heutzutage der Automat für Gesetzgebung so flink, daß die Kritik all dieser Heil verheißenden Experimente in einer Wochenschrift nicht immer mit der wünschenswerthen Schnelligkeit geleistet werden kann. Kaum hatten wir die Gewißheit erlangt, daß der unter dem Pseudonym der Lox Feinze berüchtigte Versuch einer Rebarbarisierung schmählige Wirklichkeit werden wird, da wurde auch schon von der Wiedereinführung der Prügelstrafe geredet, die Thorheit einer als vollkommen wirkungslos längst bewährten Waarenhaussteuer spult durch Presse und Parlament und allerlei andere eben so rühmliche wie gewissenhafte Bemühungen, durch Konzessionen jeglicher Art die gute Plottenlaune des Centrums zu steigern, drängen ans Licht. Wenn man bedenkt, daß es außerdem noch recht nötig wäre, bei den neuesten rhetorischen Thaten der Herren Hohenlohe und Rheinbaben zu verweilen und den höchst merkwürdigen Zank zu betrachten, der über die — doch schon lange beantwortete — Frage entbrannt ist, wer die Entlassung Bismarcks verschuldet habe, dann wird man begreifen, daß es nicht möglich ist, so vielen Forderungen zugleich gerecht zu werden. Der Leiter einer Wochenschrift kann sich auf einen Wettlauf mit den Kennern der Tagespresse nicht einlassen; er muß sich damit begnügen, die Dinge in langsamem Tempo und der Reihe nach zu betrachten. So sei es gestattet, daß heute einmal ein Kriminalist hier über die herrlichen Pläne spreche, die im letzten Jahre des neunzehnten Säkulums die Prügelstrafe wiedererwecken sollen.

nicht geprügelt werden.“ Man darf trotz diesem merkwürdigen Zusammentreffen von Aeußerungen wohl noch hoffen, daß nicht zu gleicher Zeit die Prügelstrafe gegen Neger abgeschafft und gegen weiße Deutsche eingeführt werden wird. Zum Glück heißt es bei „Justizreformen“ nicht immer gleich: „Wo eine Wille ist, da ist auch ein Weg.“ Wie lange schwebt schon die Frage der Berufung gegen Strafkammerurtheile! Gneist sagte: „Wie viele Kommissionen habe ich schon zusammentreten sehen in der einhelligen Ueberzeugung: Wir müssen die Berufung haben, — und wieder auseinandergehen ohne Resultat, weil der Ausbau des Rechtsmittels sich als unmöglich ergab!“

Woher kommt das sehnüchtige Geschrei nach der Prügelstrafe? Man liest beim Frühstück von irgend einer Brutalität und sagt: „Für den Kerl wäre eine Tracht Prügel das Beste.“ Viele sprechen es gedankenlos nach und sogar in den Zeitungen findet man mitunter solche Ausrufe. Andere Strafen helfen angeblich nicht; die Gefängnisse und Zuchthäuser sind zu luxuriös, die Leute haben's darin besser als arme Arbeiter draußen. Die Verwilderung steigt, die Roheitverbrechen nehmen zu, namentlich bei den Jugendlichen. Solches Schelten kostet nichts; der Theil des Publikums, der es sich leistet, ist nicht gewöhnt, weiter zu denken. Diese guten Leute kommen ja auch nicht in die Lage, gegen ein Individuum von Fleisch und Bein, das sie vor sich sehen, nun wirkliche Prügel zu verhängen. Und aus den einzelnen gedankenlosen Gefühläußerungen wird allmählich eine *aura popularis*, die wohl gar noch bestimmte politische Parteien in ihre Segel nehmen. Das ist der Lauf der Welt. Aber daß nach einer Weile auch die Regierung — unsere, nicht parlamentarische, über den Parteien stehende oder stehen sollende Regierung — müß wird: Das ist doch traurig. Vielleicht in keinem Ressort ist die Neigung so groß wie in der Justiz, sich — wie Mittelstaedt so gut gesagt hat — auf die rechte Seite zu legen, wenn man eine Zeit lang auf der linken gelegen hat, — nur, um sich eben zu verändern. So geht's mit Boreid und Racheid, Parteibetrieb und Amtsbetrieb, fester Besoldung und Sporteln der Gerichtsvollzieher und manchen anderen Dingen. Daß eben Alles in der Welt Nachtheile und Vortheile hat, daß man in der Erinnerung mehr die Vortheile sieht und vom Bestehenden mehr die Schattenseiten, daß die frühere Gesetzgebung Beides gegen einander abgewogen hat: Das wird in einer verblüffend dilettantenhaften Weise vergessen. Oder auch die Kenntnisse und Erfahrungen der früheren Generation werden stolz mißachtet; vor einigen Jahren erklärte ein justizministerieller Geheimrath ganz offen, als gegen die 1879 geschaffene Stellung der Amtsrichter mobil gemacht wurde: „Wir sind jetzt eben klüger als in den siebenziger Jahren!“

Die seit fünfzig und mehr Jahren abgeschaffte Prügelstrafe freilich glaubten wir doch für immer begraben. Als ich in den sechziger Jahren

Strafrecht hörte, war's ein Axiom, daß Prügel die letzten Funken von Menschenwürde erlöschten, den Prügelnden wie den Geprügelten erniedrigen und verrohen. Das lehrten Leute, die es noch aus eigener Anschauung wußten. Immer mehr, ohne merklichen Widerspruch, wurde das Gebiet jenes Zuchtmittels eingengt, selbst gegen Zuchthäusler. Auch aus der Armee ist es völlig verschwunden. Gustav Freytag führt noch den frederizianischen Major vor, der sich kein Heer ohne Fuchtel denken kann und die Welt untergehen sieht, als nach Jena neue Anschauungen über Soldatenehre aufkommen. Jetzt — und schon seit Jahrzehnten — würde jeder Offizier auf der Stelle weggejagt, der erklärte, er könne ohne Prügel nicht aus ungelentken Bauernburtschen gewandte Tirailleurs machen, könne aus seinen Leuten nicht das Aeußerste an Disziplin und Ausdauer herausholen, wenn er sie nicht hauen lassen dürfe. Und dabei sind inzwischen auch die Freiheitsstrafen im Heer stark gemildert worden, verhältnißmäßig wohl noch mehr als die körperlichen.

Von wem, wer und wofür soll geprügelt werden? Die erste dieser drei Fragen bietet nicht gerade unüberwindliche Schwierigkeiten. Immerhin erhebliche; Büttel, die sich durch einen anständigen Pegel von Alkohol über den Widerwillen hinweghelfen, wird man doch nicht gern anstellen. Was aber die Objekte der Prügel betrifft, so könnte natürlich von gesetzlichen Exekutionen nicht die Rede sein. Das bitte ich die Befürworter der „Reform“ zu beachten. Sie denken vielleicht nur an schmierige, verkommene Strohsche und können sich gar nicht vorstellen, daß ihre Kreise auch betroffen würden. Aber es könnte anders kommen. Denn — und Das führt gleich zu der Frage, wofür man Prügel haben soll — der Geschmack wird in dieser Beziehung recht verschieden sein. Herr Veibel wird, wenn einmal geprügelt werden soll, vor Allem Leute wie Peters, Leist und den neuerdings vielgenannten Prinzen, Soldatenschinder und „Harmlose“ im Auge haben, Herr Rickert antisemitische Erzedenten, Herr Koerven die Förderer der „nackten Kunst“ und Religionspötker, Herr von Stumm die Arbeiterverheher, Herr Stoedter die Bucherer und eine ganze Reihe Konservativer „fresche Preßjuden“. Man sagt wohl, die Strafe solle auf besonders „rohe“ Thaten beschränkt bleiben. Aber damit ist wenig gewonnen. Bei fast jedem Titel des Strafgesetzbuches kann man sich solche Thatbestände denken: bei Landesverrath, Majestätsbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Meineid, falscher Anschuldigung, Gotteslästerung, Vergehen wider die Sittlichkeit, Beleidigung, Körperverletzung, Einsperrung und Nöthigung, Diebstahl, Raub und Erpressung, Hehlerei, Betrug, Fälschung, betrügerischem Bankerott, Sachbeschädigung, Brandstiftung, Amtsvergehen u. s. w. Nichts ist leichter, als für jede dieser Gattungen Einzelfälle zu konstatiren, in denen der Uebelthäter eine ganz besonders niedrige, gemeine, das Wohl seiner Mitmenschen roh mißachtende Gesinnung gezeigt

hat. Also bliebe nur übrig, die Prügelstrafe generell zuzulassen. Das aber würde doch wohl auch bei ihren wärmsten Befürwortern Bedenken erregen. Oder nur neben längeren Freiheitsstrafen, etwa nur neben Zuchthaus? Aber da ist sie ja am Wenigsten nöthig; vor dem Zuchthaus hat man ohnehin Respekt. Und soll überhaupt das Arbitrium des Richters in weitem Umfange zugelassen werden? Wir haben einen durchaus tüchtigen, ehrenwerthen, bona fide urtheilenden Richterstand; aber haben wir die „vornehm über den Menschen und Dingen waltenden“, von Karriere-Rücksichten, vom Parteigetriebe gelösten Richter von reifster Weltefahrung und Menschenkenntniß, denen man das entseßliche Strafmittel der Peitsche in die Hand legen möchte? Hat sich die Superiorität der Juristen über den Rest der Menschen so gesteigert, daß man diesen an jene mehr als vor fünfzig Jahren zu diskretionärem Ermessen ausliefern möchte? Die Frage stellen, heißt, sie beantworten.

Für mich freilich liegt die Frage noch viel einfacher. Jahrzehnte lang habe ich in Klein- und Großstadt mit der Kriminalpraxis mich befaßt; ich glaube kein Wort von der fortschreitenden Verrohung oder sonst wachsenden Kriminalität, — kein Wort von der Verschlimmerung der Jugend. Wir sind empfindlicher — oder meinetwegen: freisüßlicher — geworden, wir haben eine umfassendere Polizeiorganisation, wir erfahren durch die riesig gesteigerte Publizität sofort alle Unthaten aus jedem Erdenwinkel, wir entdecken viel mehr Verbrecher, wir verfolgen viel mehr Handlungen, also müssen auch schließlich mehr Verurtheilungen herauskommen. Für jeden Kirchweihgezäß, jeden Rekruten- und Reservistenrausch, für Fensterln, Probenächte, Geschenkhochzeiten, Haberfeldtreiben u. s. w. ist ein Gendarm, ein Amtsanwalt, ein Reporter, ein lamentirender Abgeordneter zur Hand; und da sollte es an sich gruseln den Zeitungslesern fehlen? Aber sind das Alles neue Dinge? Ist früher von den Vurschen nicht gezecht, geliebelt oder gekämpft worden? Liegt nicht nur darin die Aenderung, daß wir — eingengt in steten staatlichen Schutz, in feste Schranken der Kultur und Ordnung — jeden Schritt, der aus dem Schutzgitter herausführt, viel stärker fühlen? Diese Gefühlsverfeinerung ist auch ganz gut und schön, jedenfalls unvermeidlich. Aber sie beweist nicht das Allergeringste für die Nothwendigkeit des Rückschrittes zur Prügelstrafe.

Ich glaube ferner kein Wort davon, daß die Freiheitsstrafen ihren Schrecken verloren haben. Im Gegentheil: der Kreis der stumpfen Gefellen engt sich immer mehr ein, die dickfellig die körperlichen und seelischen Leiden des Gefängnisses und Zuchthauses über sich ergehen lassen, ohne viel davon zu spüren. Das ergibt sich schon aus der eben erwähnten Gefühlsverfeinerung.

Ich glaube endlich absolut nicht an die Qualifikation unserer jetzigen Parlamente zu so einschneidenden strafrechtlichen Aenderungen. Ob nicht dort aus anderen Berufsklassen jetzt tüchtigere Männer sitzen als früher, will ich

hier nicht erörtern. Daß aber die wortführenden Juristen auf juristischem Gebiet sich mit denen der sechziger und siebziger Jahre nicht entfernt messen können, darüber herrscht wohl ziemliche Uebereinstimmung, — trotz den recht eigenartigen Komplimenten, die Regierung und Parlament bei der Verathung des Bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze einander machten.

Man spricht mit Entsetzen von Roheitverbrechen. Seit Babylons Zeiten, in Rom, London, Paris, New-York, Berlin, Hamburg, Neapel und vielen nicht einmal so großen Städten sind Fälle wie der des Zuhälters Heinzje stets sehr häufig vorgekommen. Jeder halbwegs erfahrene großstädtische Kriminalist hat Aehnliches fast allwöchentlich in Behandlung. Da bemächtigt sich der lebensfremde Dilettantismus solcher Dinge, erschrockene Hofdamen beiderlei Geschlechtes drängen auf Abhilfe, weder Beamte noch Parlamentarier betonen genügend, daß das Alles nichts Neues ist, — und es wird Jahre lang von ganz falscher Grundlage aus herumgedoktert, während gegen den Wunsch fortschreitender Entwicklung zur Sittlichkeit wenig zu sagen wäre.

Dazu der cant, der Alles ersäufende, immer höher stuhende cant! „Ein niederträchtiger Schurke, wer zu seinem Dienstmädchen in die Kammer geht! Muß eingesperrt werden!“ Und der Widerhall von der anderen, vernünftigeren Seite: „Gegen das Einsperren habe ich doch Bedenken. Aber damit bin ich ganz einverstanden, daß so ein Mensch ein niederträchtiger, gemeiner Schurke ist!“ Soll er vielleicht öffentlich gepeitscht werden? Was sind wir doch Alle für herrliche Menschen! Ich meine: wir Juristen, hohen Beamten und Parlamentarier. Nur denkt man bei Einzelnen dieser jüngeren oder älteren Greise, mit denen man zusammen jung war, zuweilen an Thackerays Bemerkung über einen Lord: *The noble lord used to complain that the devil was not so strong in him as thirty years ago.*

Im Vaterlande dieses Lords und des cant hat man bekanntlich 1863 für garrotters und ähnliche Verbrecher die Prügelstrafe wieder zugelassen. Praktisch wird aber davon recht wenig Gebrauch gemacht. Und britische Provenienz gilt ja auch sonst heute im Deutschen Reich nicht als Empfehlung.



Während des Transvaalkrieges.*)

Wenn zwei betrunkene Menschen sich im Wirthshaus beim Kartenspiel prügeln, so werde ich mich durchaus nicht entschließen können, den Einen von ihnen zu verurtheilen, mögen die Einwände und Erklärungen des Anderen noch so überzeugend sein. Die Ursache der unwürdigen und unanständigen Handlungen des Einen oder des Anderen liegt durchaus nicht in dem Rechte des Einen von Beiden, sondern darin, daß Beide, statt ruhig zu arbeiten oder sich zu erholen, es für nöthig fanden, Wein zu trinken und im Wirthshaus Karten zu spielen.

Eben so wenig kann ich mich einverstanden erklären, wenn man mir sagt, daß an irgend einem Krieg ausschließlich der eine Theil schuld sei. Man kann wohl zugeben, daß die eine der Parteien schlechter handelt, aber die Untersuchung, welche Partei schlechter handelt, wird nicht einmal darüber Klarheit schaffen, warum eine so furchtbare, grausame und unmenschliche Erscheinung, wie es der Krieg ist, vor unser Auge treten mußte.

Die Gründe, die zum Krieg führen, sind für jeden Menschen, der die Augen offen halten will, durchaus offenbar, mag es sich nun um den Transvaalkrieg oder um einen anderen Krieg der letzten Zeit handeln. Es sind drei Ursachen. Erstens: die ungleiche Vertheilung des Besitzes, Das heißt: die Beraubung eines Menschen durch die anderen. Zweitens: die Existenz eines Soldatenstandes, Das heißt: solcher Menschen, die für den Nord erzogen und bestimmt werden. Drittens: die falsche und meist bewußt betrügerische religiöse Lehre, in der die Jugend zwangsweise erzogen wird.

Und deshalb glaube ich, daß es nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich ist, die Ursachen des Krieges im Wesen der Chamberlains und ihrer Genossen zu sehen und sich die wirklichen Ursachen zu verbergen, die viel näher liegen und an denen wir selbst theilhaftig sind. Auf die Chamberlains können wir wohl böse sein und schimpfen, aber unsere Wuth und unser Schimpfen werden nur unser Blut verderben, nicht aber den Gang der Dinge ändern. Die Chamberlains sind nur die blinden Werkzeuge von Kräften, die weit hinter ihnen liegen. Die ganze Geschichte ist eine Reihe von Thaten der Staats-

*) Das folgende Fragment ist mit Erlaubniß des Grafen Tolstoi einem Privatbrief entnommen worden, den er an einen Publizisten schrieb. Andere Stellen, die eine sehr heftige Kritik der Politik und Person des Deutschen Kaisers enthalten, mußten fortgelassen werden.

männer, wie der Transvaalkrieg eine ist. Und daher wäre es vollständig nutzlos, auf diese Menschen böse zu sein und sie zu verurtheilen; ja, es ist sogar unmöglich, wenn man die wahren Ursachen ihrer Handlungen sieht und wenn man fühlt, daß man selbst die Schuld an dieser oder jener Art ihrer Thätigkeit mitträgt, — an irgend einer, je nachdem man sich zu den drei Haupt- und Grundursachen verhält, die ich erwähnt habe.

So lange wir im ausschließlichen Genuß des Reichthumes bleiben, während die Massen des Volkes durch die Arbeit erdrückt werden, wird es immer Kriege geben, weil wir Absatzgebiete, Goldminen u. s. w. brauchen, um unseren Reichthum zu erhalten und zu mehren. Erst recht aber werden die Kriege so lange unvermeidlich sein, wie wir an der Aufrechterhaltung des Militarismus theilnehmen, seine Existenz dulden und nicht mit allen Kräften gegen ihn kämpfen. Wir selbst betheiligen uns entweder am Militärdienst oder halten ihn für nicht nur nothwendig, sondern auch löblich; und wenn ein Krieg ausbricht, dann schieben wir die Schuld auf irgend einen Chamberlain.

Vor Allem aber wird es so lange Kriege geben, wie wir die Entstellung des Christenthumes predigen oder auch nur ohne sittliche Empörung und Widerwillen dulden werden, die man das kirchliche Christenthum nennt, eine Entstellung, die die Existenz eines christlichen Heeres, die christliche Weihe oder Taufe von Kanonen, die Bezeichnung des Krieges als einer christlichen, gerechten Sache möglich macht. Wir lehren unsere Kinder diese Religion, bekennen sie selbst und sagen dann, daß Chamberlain oder Krüger daran schuld sei, wenn die Menschen einander todschlagen.

Den brüderlichen Ausgleich des Besitzes fördern, im geringsten Umfange die Vortheile, die Einem zufallen, ausnützen, sich in keiner Weise und auf keiner Seite an einem Kriegsunternehmen betheiligen und die Hypnose zerstören, mit deren Hilfe die in gedungene Mörder verwandelten Menschen in dem Glauben erhalten werden, daß sie etwas Gutes thun, wenn sie Waffendienst leisten; und vor Allem eine vernünftige christliche Lehre bekennen und mit allen Kräften den grausamen, in jenem falschen Christenthum liegenden Betrug zerstören, in dem unsere Jugend zwangsweise erzogen wird —: in dieser dreifachen Thätigkeit, scheint mir, besteht die Pflicht eines jeden Menschen, der dem Guten dienen will und der eine gerechte Entrüstung empfindet über den schrecklichen Krieg, der auch Sie empört hat.

Moskau, den 16./28. Dez. 1899. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.



Ein österreichischer Generallandtag

II. *)

In theoretischer Begründung — vom Standpunkt unserer Verhältnisse — ergab sich mit zwingender Nothwendigkeit, daß durch eine beratende Vertretung nationaler Art eine ideale Gemeinschaft geschaffen werden sollte, die ohne Verminderung des Kampfes dessen Bitterkeit lindert und in der Erfüllung dringender wirtschaftlicher und geistiger Aufgaben den Gesamtstaat unterstützt. Es bleibt nun noch übrig, einen — freilich sicher der Verbesserung fähigen und hier nur in dürftigsten Andeutungen zu gebenden — Vorschlag zur thatsächlichen Ausführung zu machen und endlich gleichsam die Gegenprobe an den allgemeinen Aufgaben des Staates zu versuchen.

Der beratende Generallandtag würde aus etwa 455 Landtagsabgeordneten bestehen: die Virilstimmen sind abgerechnet, Unbestimmte nicht gezählt. In den rein deutschen Ländern stellt Niederösterreich 75 Abgeordnete, Oberösterreich 49, Salzburg 25, Vorarlberg 20. Dazu kommen 52 Abgeordnete der Steiermark, 45 Tirols, 32 aus Kärnten, 11 aus Krain, 67 aus Böhmen, 53 aus Mähren, 2 aus der Bukowina. Daß die Wahlzeiten der verschiedenen Kronländer nicht zusammenfallen, kann keine Schwierigkeit bilden.

Der Generallandtag hätte nach einem bestimmten Schlüssel mit Berücksichtigung der Parteien und Kronländer fünf Ausschüsse zu wählen:

1. einen Ausschuß zur Erhaltung des nationalen Besitzthandes. Er würde sich in Unterabtheilungen gliedern:
 - a) für Besitzankauf (an Sprachgrenzen),
 - b) für Bildung von Genossenschaften,
 - c) für nationale Arbeitvermittlung (Anregung für städtische Arbeitsämter u. s. w.)
2. einen Ausschuß für öffentliche Arbeiten auf dem Gebiete des Stammes. Dieser Ausschuß würde mannichfaches Arbeitsmaterial der Centralregierung und dem Reichsamt liefern;
3. einen Ausschuß für deutsche Schulen;
4. einen Ausschuß für Wissenschaft und Kunst;
5. einen Schiedsgerichtsausschuß, der die nöthigsten „völkerrechtlichen“ oder eigentlich „volkrechtlichen“ Beziehungen im Volk selbst herzustellen hat und eine Art Genfer Convention für politische Streitigkeiten des deutschen Stammes schaffen muß. Er wird auch auf die Presse einwirken müssen und jene Art der Verdächtigungen, die aus dem politischen Kampfe hervorgehen, abzumenden suchen. Durch Verbindung — zum Beispiel mit

*) S. „Zukunft“ vom 25. Februar 1900.

dem czechischen und polnischen Schiedsgerichtsausschuß — wird eine Erweiterung dieser Thätigkeit auf die Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern stattfinden können.

6. einen Ausschuß zur Beschaffung der Mittel.

Es seien hier nur einige Punkte herausgegriffen, die die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Ausschüsse für das deutsche Volk in Oesterreich erweisen. In meinem früheren Aufsatz habe ich nur die qualitative Leistungsfähigkeit betrachtet, die bei uns allmählich zurückgeht. Es muß aber betont werden, daß auch in Bezug auf quantitative Erhaltung die jetzige, in erster Linie auf Bekämpfung der Regierungen gerichtete nationale Politik nicht günstige Ergebnisse liefert. Trotz allem „Erwachen des Stammesbewußtseins“, von dem so viel gesprochen wird, trotz der wachsenden Ausbreitung der radikalen deutschen Partei in weiteren Schichten zeigt sich der Haushalt der nationalen Schutzvereine in keiner Weise den Anforderungen gewachsen. Hier muß Wandel geschaffen werden, wenn nicht auch der territoriale Bestand des deutschen Stammes noch weiter zusammenschrumpfen soll: hier kann keine Regierung helfen, sondern nur die eigene Kraft. Alle Deutschen ohne Unterschied der Partei und ohne Unterschied der Kronlandsangehörigkeit müssen hier mitsorgen. Und da kein Realpolitiker auf das Aussterben der Lauen, der Gleichgiltigen, der Frivolon, der Oberflächlichen, der „Vornehmen“ hoffen darf, so muß eine Einrichtung geschaffen werden, die Deutsche aller Parteien und aller Kronländer zu solcher Sorge verpflichtet. Wie nothwendig Das geworden ist, beweisen die Berichte der Schutzvereine, von denen hier nur der Deutsche Schutzverein und die Südmarch betrachtet werden mögen.

Der Deutsche Schutzverein hat in den Jahren von 1880 bis 1889 eine Summe von 1 808 615 Gulden 76 für Schulzwecke ausgegeben, also auf das Jahr einen Durchschnitt von 180 861 Gulden. Lassen wir bei den Jahren 1890 bis 1898 die Gehalte, Ruhegehaltssicherungen und Bauschutzunterstützungen weg und rechnen nur die Schulunterstützungen, da sie allein durch die Rücksicht auf die Einnahmen bestimmt werden. 1890: 208 443 fl 12. 1891: 192 560 fl 73. 1892: 190 538 fl 74. 1893: 192 311 fl 40. 1894: 203 699 fl 63. 1895: 192 119 fl 37. 1896: 187 666 fl 83. 1897: 131 921 fl 55. 1898: 125 824 fl 46. Diese Zahlen sprechen eine fürchterliche Sprache: mit Ausnahme der durch die besseren Einnahmen des Jahres 1893 mit 284 547 fl 24 hervorgerufenen Steigerung im Jahre 1894 sah sich der Schutzverein ständig gezwungen, seine Schulunterstützungen zu verringern.

em Vorteil
die diesen
österreichi-
palt macht.

„... wie wir schon, die ja zum Theil bekannt sind, mögen auf weiche
immer liegen: wir müssen ein Mittel, eine Einrichtung finden,
privaten Verein bald unter den Schutz des gesammten deutsch
schen Volkes stellt und ihn unabhängig von jeglichem Meinungsweis

„Und wir sollen mithelfen, eine solche Einrichtung zu schaffen, die zum Theil gegen uns gerichtet ist? Wie naiv!“ So könnten die Czechen einwenden. Allein ihre nationale Stolska wird ja auch durch ihre Vereinigung gewinnen; die höchste Anspannung ist auf beiden Seiten dadurch möglich.

Wir wollen aber noch einen Blick auf eine wirtschaftliche Vereinigung werfen. Die Südmärk hat 1890 den ersten Abschluß vorgelegt und einen Selbstverkehr von 2381 fl. 70 aufgewiesen, der nun auf 91024 fl. 65 (bei einem Vermögensstand von 59670 fl. 97) gestiegen ist (1891: 6881 fl. 49, 1892: 3686 fl. 65, 1893: 7349 fl. 36, 1894: 12284 fl. 16, 1895: 27799 fl. 55, 1896: 30225 fl. 53, 1897: 28813 fl. 94). Es liegt also ein erfreuliches Fortschreiten vor. Aber welche Anforderungen werden nur an einem einzigen Punkt gestellt: an der Südgrenze Tirols, wo deutsche Weinbauern in erschreckender Menge ihre Güter verkaufen und je eine deutsche Familie mehreren italienischen Familien Platz macht. Um an diesem einzigen Punkt thatkräftige und erfolgreiche Vertheidigung alten Sprachgebietes zu führen, dazu würden die Einnahmen der Südmärk gerade ausreichen. Solche Güterkäufe könnten aber erfolgreich von einer idealen Gesamtvertretung des deutsch-österreichischen Stammes ausgeführt werden.

Die Zahlen haben erwiesen, daß auch vom Standpunkt der Behauptung alten Gebietes, vom quantitativen Standpunkt, die Zeit nach einem Zusammenschlag des deutschen Volkes in Oesterreich schreit. Er ist der Kernpunkt auch der Reichsrathswirren: Selbsthilfe! Autonomie der vereinigten Nation in solchem Sinne, daß sie den Gesamtstaat entlastet, statt seine Verfassung zu stören.

Und so seltsam es klingen mag: solche konkrete Ausschüsse zur Erhaltung des nationalen Besitzstandes werden eine dauernde, günstige Lösung der an der Sprachgrenze schwebenden Probleme bringen. Die wirtschaftlichen Schwankungen entfesseln so oft einen kaum zum Stillstand gebrachten Kampf gar bald wieder aufs Neue. Es würde endlich zu einer Stärkung der beiderseitigen Sprachgrenzen, gerade dort zur Schaffung wirtschaftlich widerstandsfähiger Existenzen kommen, damit aber auch zu einer Verminderung der durch wirtschaftliche Verhältnisse veranlaßten Bevölkerungsschwankung.

Die Gesellschaft ist „von centrifugalen Impulsen“ (Wundt) beherrscht. Sie bringt die Gliederung, die Theilung, die Gegensätze hervor. Die Zusammenfassung aller gesellschaftlichen Kräfte ist die vornehmste Aufgabe des Staates. Muß man aber nicht in Oesterreich zu einer klaren Erkenntniß der Staatswirksamkeit vordringen und einsehen, daß hier die unmittelbare Zusammenfassung der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten nicht möglich ist, daß Platons königliche Kunst, alle Schichten „in einander zu weben“, nur durch die Mittlerrolle der Stämme verbürgt wird? Der Staat hat noch viel zu

schaffen, für Verkehrswege und Unterricht, Landwirtschaft und Versicherungswesen, Arbeiterschutz und körperliche Wohlfahrt. Er kann auch bei uns die wirthschaftlich atomistische Auffassung einzelner Schichten, einzelner Verbände unterdrücken und hier sogar die Freiheit beschränken, so etwa das Wohl der Gesamtbevölkerung gegen die Kohlengrubenbesitzer schützen. Doch ihm fehlt die Schwungkraft, wenn er sich nicht auf die sozial-sittlichen Verbände — die Stämme — stützt und nur immer vom „Nationalitätenhader“ zu leiden hat, die günstigen Seiten des Nationalitätsprinzips aber nie ausnützt. Wäre es nicht vom höchsten Werth für den Staat, wenn eine Reihe von Anregungen, die von einer Gemeinsamkeit ausgehen müssen, vom Staat ausgehend aber leicht als „polizeiliche“ Maßregeln aufgefaßt werden, im Schoße der Stämme berathen und nun reif vor die Gesamtvertretung gebracht würden? Ein nationaler Aufsichtsrath wird so zum ethischen Postulat. Wie viele Anregungen modernster Art könnten von ihm gegeben werden! Und wäre nicht auf diese Weise auch eine lebendigere Antheilnahme der gebildeten Stände an dem öffentlichen Leben zu erreichen, da konkrete Fragen im Kreise des eigenen Stammes berathen werden sollen, keine phrasenhafte Betonung des Deutschbewußtseins, sondern ernste, positive Kenntnisse erfordernde Arbeit im Dienste des Volkes zu erwarten steht und dann fast wie im alten Athen der Ausschluß des Einzelnen von diesem Dienst mit Atimie belegt werden kann? Wie anders als jetzt, wo der Einzelne in manchen Schichten als „Gesinnungsproh“ betrachtet wird, wenn er nicht nur in camera caritatis eine Meinung beißt, sondern es auch nöthig findet, sie zu äußern! Und die Theilnahme der gebildetsten Schichten am politischen Leben ist doppelt nöthig, da ja das allgemeine Wahlrecht kommen muß und soll.

So ist auch von diesem Zukunftsstandpunkt aus die Heranziehung von Schichten, denen der politische Kampf, seine Phrasenhaftigkeit, die Herrschaft der Flachköpfe in der Oeffentlichkeit peinlich ist, durch die Schaffung beratender Arbeitsausschüsse eines Generallandtages leichter ermöglicht als bisher; und der Uebergang in die unvermeidliche Zukunft, die uns den Einbruch der großen, politisch kraftvoll thätigen Massen bringt, wird erleichtert, ohne größeren Schaden für den Kulturbestand durchgeführt.

Die Parteien, die rein föderalistisch, nach Kronländern, die Heilung der Zustände versuchen, beabsichtigen vielleicht — wir wollen ihnen die gute Absicht gern glauben —, die Fundamente des Staates tiefer zu legen; aber wollen sie nicht sehen, daß dann Pölzungen aller Art in Kürze nothwendig werden? Wir wollen nur einige neue Räume schaffen und die alten so stehen lassen, wie Jahrhunderte sie gefügt haben; aber in diesen Räumen soll sich die Liebe zum eigenen Volk nicht durch ständige „Betonung des Deutschthumes“, sondern durch lebensvolle Berathung unserer konkreten Volksaufgaben bethätigen.

Drei Gedichte.

I.

Ein Duft von blonden Haaren,
 Ein Traum von reicher Hand —
 Wie Hauch aus fremden Jahren,
 Da ich das Glück erfahren
 Und hoch die Sonne stand.

Der Stern ist tief versunken
 Und klagend geht der Wind;
 Es irrt erinnerungstrunken
 Die Schaar der Sonnensunken,
 Die längst erloschen sind.

Es hebt aus dunklen Gluthen
 Sich süß ein Angesicht —
 Die Wunden brennend bluten,
 Doch silbern überfluthen
 Die Höhen Glanz und Licht.

II.

O Frühlingstag, o Frühlingstag —
 Die Glöcklein beginnen zu läuten,
 Die blauen Glöcklein in feld und Hag,
 Sie füllen die Welt mit hellem Schlag:
 Das soll das Glück bedeuten.

O Sonnenzeit, o Sonnenzeit!
 Die Vöglein singen und schlagen;
 Der Himmel ist blau und die Welt ist weit
 Und es will das Glück in Ewigkeit
 Nach keinem Ende fragen.

O Abendroth, o Abendroth —
 Verstummt ist das Lied in den Zweigen;
 Die Welt ist kühl und der Tag ist tot,
 Es naht die Nacht und die sehnende Noth,
 Und alles Ende ist Schweigen . . .

III.

Wie frühlingsmorgen leuchtet auf;
 Es weichen still die dunklen Schranken —
 In Gold und Blau der Sonne Lauf
 Und silbern schäumt das Meer hinauf
 Am Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Die Zweige hängen blüthenschwer;
 Im weichen Wind ein leises Schwanen;
 Ein Falter flimmert übers Meer
 Und süß und duftend wogt es her
 Vom Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Mir ist, als säh' ich eine Hand,
 Als kenne ich den Hals, den schlanken,
 Der hell sich neigt zum Mauerrand
 Und der den Blick so seltsam bannt
 Aufs Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Goldflatternd wogt das volle Haar
 Und goldig wogen die Gedanken —
 Es flammt und strahlt ein Augenpaar,
 Wie Meerestiefe dunkelklar,
 Vom Schloß, wo roth die Rosen ranken . . .

Es löst sich feucht der starre Blick —
 Und mählich Nebelschleier sanken . . .
 Du suchst umsonst — Das alte Glück,
 Es kehrt nur noch im Traum zurück —
 Das Schloß, wo roth die Rosen ranken.



Burenpolitik. *)

Wie kam es, daß die Buren, als sie in die weiten Länder jenseits des Baalrevieres zogen, sich nicht weiter nördlich und vor Allem östlich, an der See, festsetzten, in Griqualand und Kimberley und in Rosibay, südlich von Courtenço-Marquez? Als sie, etwa Sechzehntausend an männlicher Volkszahl, den Kaffernhäuptling Mosekatse vertrieben, richtete mancher „Trecker“ sein Reiseziel nach dem östlichen Theil des Landes, der sich durch Fruchtbarkeit auszeichnet. Aber Fieber, Lese-Lese-Fliege und Raubthiere verleiteten ihnen den Aufenthalt im „Vage Feld“ — niedrigen Feld — und deshalb wurden die meisten der dortigen Aufstellungen wieder verlassen. Man zog westwärts ins „Googe Feld“, das weniger fruchtbar, dafür aber von mancher Plage des „Vage Feld“ frei war. Das Land bot bequem für Alle Platz, — und so dachte Niemand daran, noch weiter nach Westen in die große sandige Ebene zu ziehen.

Als nach mancher Mühe eine Art Regierung geschaffen war, bildeten sich vier unabhängige Republiken: Potchefstroom, Zoutpansberg, Lydenburg und Utrecht, die nur durch einen gemeinsamen Volksraad mit einander verbunden waren; 1860 vereinigten sich diese vier Staaten zu einem Bundesstaat und vier Jahre später wurden der erste gemeinsame Präsident, Pretorius, und ein „Kommandant-General“, S. J. Paul Krüger, gewählt. Zu jener Zeit lehnten sich die Baramapulanga, ein Stamm im Norden des Landes, gegen die Buren auf. Der Regierung fehlte es an Geld — selbst die Fracht für Munition, die von Durban kam, konnte einmal nicht bezahlt werden — und die südlichen Buren weigerten sich, zu kämpfen. Kommandant Krüger mußte sich zurückziehen und erst 1868 baten die Schwarzen um Frieden, den die Republiken freudig annahm, obgleich er für sie wenig günstig war. Die Weißen küßten im Norden Land ein und fanden es nun um so schwieriger, die südlich wohnenden Bantu in Ordnung zu halten. Nur in einer Hinsicht gab es einen Fortschritt: die Zahl der Kirchen und Geistlichen im Lande stieg. In diesen harten Zeiten war ein Geschlecht von Männern herangewachsen, die von Büchern oder von Geschehnissen außerhalb ihres kleinen Kreises nichts wußten. Brücken gab es in dem wasserreichen Lande nicht, auch keine öffentlichen Gebäude, die Staatskasse litt an chronischer Beere; und so niedrig die Beamtengehälter waren, sie konnten doch nicht regelmäßig bezahlt werden. Man lebte vom Tauschhandel, Gold und Silber waren selten. Da geschah aber etwas Unerwartetes: ein Zufall leitete eine vollständige Ummwälzung der südafrikanischen Verhältnisse ein. Im Jahre 1867 fand ein Kind im Norden der Kapkolonie einen Diamanten; und sofort strömten von überall her Abenteurer ins Land. 1870 ward das ansteigende Gestein — so heißt die vulkanische Bildung der sogenannten Blauen Erde, hauptsächlich Thonschiefer, die Diamanten enthält — entdeckt. Als man beim Abbau auf das unzersehte, festere Gestein stieß, bildeten sich kleine Compagnien, um bergmännisch vorzu-

*) Nothing succeeds like success! So ist nach den ersten Erfolgen der Buren eine Heiligenlegende von der Herrlichkeit dieses Volkes entstanden. Deshalb empfiehlt es sich, bei aller berechtigten Sympathie für den tapfer kämpfenden Volksstamm, auch einmal eine Stimme aus dem gegnerischen Lager zu hören.

gehen. Kimberley entstand. Inzwischen wurde 1877 durch Shepstone in Pretoria die englische Flagge gehißt und die Buren wurden Unterthanen der Königin. Einige Wochen nach der Proklamation, im Mai 1877, verließen Paul Krüger und Dr. Joriffen Pretoria, kehrten aber, ohne mit ihrem Widerstand gegen die Annexion Etwas ausgerichtet zu haben, im Dezember des selben Jahres wieder nach Haus zurück. Dann folgte der Zulukrieg, dann der Krieg gegen den Häuptling Secocoeni. General Sir Wolseley rückte mit Truppenmacht in Transvaal ein und Secocoeni ward gefangen genommen. Nach und nach wurden die englischen Truppen aber bis auf etwa 1800 Mann wieder zurückgezogen, an Sir Wolseleys Stelle trat der unbeliebte Aristokrat Sir Colley, und als im November 1880 der Ochsenwagen von Piet Bezuidenhout in Potchefstroom wegen rückständiger Steuern gepfändet wurde, kam es zu dem allgemeinen Aufstand der Buren gegen England und zu den Treffen bei Bronkhorstspruit, Langsnek, Schuinshoogte und Majuba Hill. Das Ende dieser Kraftprobe waren ein Waffenstillstand und die Pretoria-Konvention von 1881, worin Transvaal die Abhängigkeit von England in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten — mit anderen Worten: die englische Suzerainetät — anerkannte.

Inzwischen machte sich der Ausdehnungsdrang der Buren wieder geltend: Stellaland und Gosen wurden zu Republiken erklärt. Auf Einwendungen Englands aber wurde die übereilte Proklamation wieder zurückgezogen. Die einundachtzigjährige Konvention gestel den Buren wegen des Wortes „Suzerainetät“ nicht mehr und 1884 wurde die Londoner Konvention abgeschlossen, die gewisse, ausdrückliche bezeichnete Artikel der früheren Konvention ganz beseitigte, ohne diese selbst und die darin ausgesprochene Oberhoheit aufzuheben. Art. 4 bestätigte aber ausdrücklich: „Die Südafrikanische Republik verpflichtet sich, keinen Vertrag mit irgend welchem Staat oder irgend welcher Nation — mit Ausnahme des Oranje-Freistaates — oder mit irgend einem Eingeborenenstamm im Osten oder Westen der Republik ohne Genehmigung Ihrer Majestät der Königin zu schließen.“ Dr. Leyds hat zwar in seinen Berichten und in langathmigen Erläuterungen immer wieder zu beweisen versucht, Das sei keine Suzerainetät. Aber warum nennt er sich selbst nur Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire? Uebrigens besagt diese Konvention, daß englische Unterthanen, was Kriegsdienstleistungen betrifft, der meistbegünstigten Nation — der portugiesischen — gleichgestellt und daher von allen solchen Leistungen frei sein sollten.

Johannesburg entwickelte sich rasch. Die zugezogenen „Uitlanders“ waren die einzigen Industriellen und trugen allein etwa vier Fünftel der Steuern in Form von Lizenzen und Eingangszöllen. Die Einnahmen des Staates stiegen vom Jahre 1888 an, wie aus der folgenden Aufstellung sichtbar wird:

1888: 884 440 Pfund Sterling	1894: 2 274 728 Pfund Sterling
1889: 1 577 445 „ „	1895: 3 539 955 „ „
1890: 1 229 060 „ „	1896: 4 807 513 „ „
1891: 967 191 „ „	1897: 4 480 217 „ „
1892: 1 255 829 „ „	erste Hälfte
1893: 1 702 684 „ „	1898: 2 024 537 „ „

Trotzdem that die Burenregierung nichts für die Industrie: noch heute fehlen Brücken; eine brauchbare Straße zwischen Volksburg, Johannesburg und

Krügersdorp — auf dieser Strecke hat die Eisenbahn dreißig Haltestellen — ist erst im vorigen Jahr in Angriff genommen worden und auch Das geschah wohl nur, um den sogenannten „armen Bürgern“ einen Verdienst zu schaffen.

1892 versprach Krüger Verbesserungen und wiederholte seine Zusagen im Jahre 1894; der Volksraad, dem verschiedene Entwürfe zingingen, lehnte aber alle Reformen ab. Warum? Weil die Engländer in Johannesburg, dem ihnen durch die Konvention von 84 zugestandenem Rechte gemäß, sich solidarisch weigerten, Kriegsdienstleistungen gegen den Kaffernhäuptling Magato zu übernehmen. Ja, die Zölle und Abgaben wurden sogar noch erhöht und der Getreidehandel monopolisirt. Ermöglicht wurde Das nur durch die politische Rechtlosigkeit der Uitlanders. Jeder männliche Bur besaß vom vollendeten sechzehnten Jahre an das volle Bürgerrecht, der Uitlander erlangt es erst nach vierzehnjährigem Aufenthalt und auch dann nur, wenn zwei Drittel der Burenbevölkerung seines Distrikts sich damit einverstanden erklären. Im Jahre 1898 hatte Transvaal 166640 männliche Weiße, wovon 29279 stimmberechtigt, dagegen 136000 politisch rechtlos waren. Die Zahl der weißen Frauen war 122350.

Die Mißstimmung wuchs von Jahr zu Jahr. Im November 1896 überreichten 39000 Uitlanders dem Volksraad eine Petition, die ihre Beschwerden formulirte. Der Volksraad legte sie lachend bei Seite, ein Mitglied sprach von der „Freiheit dieser Zingobande“ und ein anderes empfahl, diese Kerls tot zu schießen: „Skiet hui!“

Dann kam der unselige Jamesonzug, das Telegramm des Deutschen Kaisers, — und was sich seitdem ereignete, ist noch frisch im Gedächtniß.

Auf Anordnung der Transvaalregierung trat am zwanzigsten April 1897 eine „Industrielle Untersuchungskommission“ in Johannesburg zusammen, um die behaupteten Beschwerden zu prüfen.

Die „Chamber of Mines“ und die „Mercantile Association“ erstatteten dieser Kommission Bericht und es ergab sich, daß die Interessen der Goldindustrie und die Interessen des Handels zu den selben Forderungen in Bezug auf Steuer- und Tarifreform u. s. w. führten, daß also die Goldindustrie unter den selben Mißständen litt, die der Handel beklagte. Die Burenpropaganda wies dagegen auf die angebliche „Ueberkapitalisation der Minen“ als die Quelle aller Uebel hin. Nun hätte Johannesburg aber doch außergewöhnliche Menschenkinder beherbergen müssen, wenn sie die Bereitwilligkeit der europäischen Kapitalisten, Goldminen, deren „roots“ (goldführende Schichten) zum größten Theil nur in der Phantastie der „promoters“ existierten, reichlich zu finanziren, ungenützt gelassen hätten. Bei jedem „boom“ wird „gegründet“; und die Folge davon war, daß von zweihundert Minen nur fünf und zwanzig in der Lage sind, Dividenden zu geben. Die Kommission sprach in scharfen Worten ihre Mißbilligung solcher Konzessionen aus, die den industriellen Wohlstand des Landes beeinträchtigten; früher seien Konzessionsverleihungen vielleicht nöthig und nützlich gewesen, jetzt sei das Land weit genug vorgeritten, um die freie Konkurrenz, die republikanischen Grundsätze entsprechen, zu ertragen. Das war ja immerhin Etwas! Was thaten aber daraufhin Regierung und Volksraad? Wurden die Konzessionen beschränkt? Nein, im Gegentheil: neue Konzessionspflichtigkeiten für Seife, Kerzen,

Zündhölzer, Kalciumkarbid wurden den bestehenden Monopolen für Eisenbahnen, Dynamit, Glas, Konserven, Eisen, Backsteine, Cement, Spirituosen und Mineralwasser hinzugefügt. Ein Herr Treubner, dem seine Bekanntschaft mit gewissen Volksraadsmitgliedern nützlich war, erhielt das Kalciumkarbidmonopol, obgleich das Monopolgesetz verlangt, daß Konzessionen nur unter der Voraussetzung, das Rohmaterial sei im Lande vorhanden, gegeben werden sollen, und obgleich Jedermann wußte, daß die Grundstoffe für diese Fabrikation im Lande nicht zu finden sind. Seitdem haben die Konsumenten die 100 Pfund Sterling Einfuhrzoll auf 100 Pfund des von Herrn Treubner importirten Karbids über den Marktwert des Kalciumkarbids hinaus zu bezahlen. Und noch dazu scheint das früher eingeführte Kalciumkarbid besser gewesen zu sein als das jetzige Monopolfabrikat. Wenigstens hat man in der johannesburger Vorstadt Jeppe seitdem die Acetylengasbeleuchtung aufgeben müssen. Wie hier das Gesetz umgangen wurde, so auch in anderen Fällen: das Getränkegesetz, das den Spirituosenverkauf an Schwarze verhindern soll, steht eigentlich nur auf dem Papier. Allein in der ersten Hälfte des Jahres 1898 kamen 1380 Uebertretungen vor. Golddiebstähle waren an der Tagesordnung und die Regierung selbst gab sogenannte „Permits“ zum ungesetzlichen Goldkauf aus, um, wie es in dem geheimnißvollen „Count of Sarigny“-Fall jüngst hieß, „den wahren Schuldigen leichter auf die Spur zu kommen.“ Wo mag das Gold geblieben sein, das heimlich in ein Zimmerchen der Barnato-Buildings in Johannesburg gebracht wurde? Darauf könnte vielleicht Herr Fortuyn, der Kabinetsekretär der Transvaalregierung, antworten. Sollen doch, wie es im „Transvaal Leader“ hieß, sogar Quittungen über abgeliefertes Gold u. s. w., die eine mit der Unterschrift des Dr. Veyds, vorhanden sein. Freilich behauptete Dieser, nichts davon zu wissen. Herr George Albu, ein angesehener Minendirektor, sagte: „Wir brauchen ehrliche Polizei!“ Und in allen Kreisen lachte man, als der seitdem entlassene Chef der geheimen Regierungspolizei ein Detektivbureau mit der Devise eröffnete: „All criminal work undertaken!“

Was und wer war denn nicht um Geld feil? „Meneer“ Engelenburg, Redakteur der „Volksstem“, nahm von der Dynamite-Company zehn Pfund Sterling, „für gelieferte Zeitungsausschnitte“, nachdem die Eigentümer der „Volksstem“ vorher schon 300 Pfund Sterling erhalten hatten. In den Büchern der Dynamite-Company finden sich Ausgaben wie die folgenden:

Pfund Sterling	2000	und	etliche:	Lunch	für	Herrn	Philipp	in	Deerfontein,	
„	1800	„	„	„	„	„	„	„	Vorstman i. Modderfontein,	
—	—	—	6:	Trinkgeld,						
370	—	—	:	eine	Violine	(?)	mit	sorgfältiger	Verpackung.	
250	—	—	:	für	eine	Reise	von	Hamburg	nach	Köln.

Auch der Name der Familie Krüger kommt in ihren Büchern vor!

Kürzlich wurden im Selati-Prozess die verschiedenen Mitglieder des Volksraads genannt, die Mann für Mann außer einem „Spider“-wagen 100 Pfund Sterling erhalten haben. Wie muß es da das Mitglied des Volksraads, Herrn Lombard, kränken, daß er auf nur 30 Pfund Sterling geschätzt worden war? Heute lassen sich allerdings die Herren nur noch durch mehrstellige Biffen imponiren.

Doch kehren wir zur Industriellen Kommission zurück. Obgleich es im Interesse der Industrie und auch der Landwirtschaft läge, die Eisenbahn zu ver-

staatlichen, sei die Verstaatlichung — so erklärte die Kommission — aus bestimmten Gründen nicht zu empfehlen. Sehen wir zu, wie es um diese geheimnißvollen Gründe bestellt war. Dank Herrn Ribbelbergs, des Direktors, Mühen und Sorgen, einen südafrikanischen Tarifkrieg — wie er sich ausdrückte — zu verhüten, hielten sich die Frachten auf einer außergewöhnlichen Höhe. Nach und nach sind erst einige Reduktionen zugestanden worden. Der Transvaalstaat ist, abgesehen von der ihm aus seinem Aktienbesitz zufallenden Dividende, mit fünfundsichtig Prozent am Gewinn theilhaftig, also standen seine fiskalischen Interessen einer Verstaatlichung und Tarifiermäßigung entgegen. Das ist aber kein Grund, der geheim zu halten gewesen wäre, kommt also nicht in Betracht. Dagegen stand die Bahn als private Rechtspersönlichkeit mit der portugiesischen Regierung in einem Vertragsverhältniß wegen der Anlagen in Lourenço-Marquez, wegen des Anschlusses in der Grenzstation, wegen der Mitbenutzung von Lokomotiven und Wagen u. s. w. Ging die Bahn an den Transvaalstaat über, so mußte der Vertrag erneuert werden und unterlag dann, nach der vierundsätziger Konvention, der Bestätigung Englands; und es war mehr als wahrscheinlich, daß England, um einen Theil des verloren gegangenen Durchgangsverkehrs — im Jahre 1897 zum Beispiel nahm die Durchfuhr durch die Kapkolonie um dreißig Prozent ab, während die Durchfuhr via Lourenço-Marquez um sechzig Prozent stieg — wieder für Port Elizabeth, East-London und Durban zurückzugewinnen, Schwierigkeiten machen würde. Das könnte nun freilich einer der „geheimen“ Gründe gewesen sein. Bedenkt man aber, daß Herr Direktor Ribbelberg jetzt in Holland auf geschickte Art für die Burenrepublik Stimmung macht und daß er der Regierung, als Leyds überall vergeblich Geld aufzutreiben suchte — die europäische Großfinanz war für den Transvaalstaat nur gegen Einführung der dort so unbeliebten Reformen zu haben —, zwei Millionen Pfund Sterling verschaffte, so dürfte jeder einigermaßen argwöhnische Beurtheiler darüber klar sein, daß andere, noch triftigere und noch viel geheimere Gründe vorhanden waren.

Weiter gab die Kommission unzweideutig zu, „daß das Getränkegesetz von 1896 zu ernststen Klagen berechtigte“, und schlug verschiedene Abhilfemittel vor. Das berücksichtigte „Liquor Syndicato“ brachte es aber fertig, daß der Volksraad, statt den Vorschlägen der Kommission zu folgen, den Schwarzen sogar am Vorabend des Krieges ein „soopje“ — Das heißt: ein Doppel-Schnäpschen — freigab. Jahre lang hatten die Minenleiter und andere Industrielle den Volksraad mit Bitten bestärmt, dem Schnapstrinken der Wilden Einhalt zu thun. Konfiszirter Alkohol, der allergemeinste Fusel — seiner Qualität nach nur für die Wilden verwendbar —, ist nicht, wie es gesetzlich vorgeschrieben ist, vernichtet, sondern durch Regierungsbeamte in Johannesburg öffentlich versteigert worden.

Auch was die Kommission in der Dynamitfrage anregte, war in den Wind gesprochen. Der „Geftein der Unabhängigkeit“, wie Präsident Krüger die Dynamitfabrik in Modderfontein genannt hat, besteht noch und importirt lustig, so lange noch zu importiren war, während die gesetzliche Voraussetzung auch ihres Monopolbetriebes ist, daß die Grundstoffe innerhalb der Republik gefunden werden. Als der politische Horizont sich umwölkete, kam man den Minen durch eine Reduktion von zehn Shilling auf den Monopolpreis des Dynamites entgegen. Man hörte hin und wieder, daß Chamberlain sehr viel an der

Schließung dieser Dynamitfabrik gelegen sei, weil ihr Betrieb auf einem Bruch der Konvention beruhe. Die Transvaal-Pressen pflegte dann zu sagen, er wüßte sich nur, daß Rynoch, an dessen Geschäft er als Aktionär theilhaftig sei, in die Lage komme, Dynamit zu importiren. Chamberlain hat aber immer nur die Monopolverleihung an Privatgesellschaften im Transvaal als konventionwidrig bekämpft, die Umwandlung des Privatmonopoles in ein Staatsmonopol zu verschiedenen Malen anheimgegeben und eine Aufhebung des Schutzzolles niemals gefordert. In der Kolonialgesellschaft äußerte kürzlich Herr Dr. Passarge, „die durch das Monopol bedingte Vertheuerung des Dynamites sei ganz unerheblich.“ Nun: Dynamit von eben so guter Qualität wie das Monopolfabrikat stellt sich (Zoll und Fracht eingerechnet) für Transvaal auf 42 Schilling und der Monopolpreis beträgt 85! Nebenbei erklärte der selbe Herr, „wenn die Rhodes-Pressen behaupten, die Abgaben seien unerschwinglich, so sei Das un wahr, die Abgaben seien mäßig.“ Ja, Abgaben und Abgaben sind doch Zweierlei; ich habe an direkten Steuern jährlich 18 Schilling 6 Pence entrichtet, hätte aber gern das Zwanzigfache bezahlt, wenn die ungeheuren indirekten Steuern nicht gewesen wären. Ueber die direkten Steuern hat Niemand geklagt, im Gegentheil: die Beschwerdeführer schlugen der Regierung selbst eine rationelle Einkommensteuer vor. Das paßt aber wohl nicht in den ganz einseitig parteiischen Vortrag des genannten Herrn, — eben so wenig wie die Thatsache, daß Rhodes in seinem Museum in Groote Schuur bei Kapstadt ein Gewehr Lobengulas besitzt — es wurde dem besiegten Matabelehäuptiong bei seiner Gefangennahme abgenommen —, worauf sich eine Deklaration von Paul Krüger befindet.

So viele Punkte außerdem von der Industriellen Kommission als erwünscht bezeichnet wurden: Aufhebung des Zementzolles, Verbot der „Sweepstakes“ (Kesslotterien), Pachtgesetzänderung, Bau einer Linie Glandsfontein Noodepoort für die Kohlenbeförderung, Erleichterung des Landwirtschaftbetriebes, Kaffentransport nach den Goldminen: nichts davon ist geschehen. Der Volksraad legte den ganzen Bericht einfach ad acta.

Das Land zerfällt in 11000 Farmen, die einen Gesamtwertb von 97 Millionen Pfund haben. Hier von kommen auf den Staat und die Buren 3,4 Millionen, auf die Witlanders 93,6 Millionen. Wer repräsentirt also wirtschaftlich das Land? Doch wohl diese Witlanders, die im Jahre 1897 allein an Einfuhrzoll 11 Prozent vom Wertb der eingeführten Waaren entrichteten, die den weitaus größten Theil der Steuern aufbringen und am Fortschritt des Landes am Stärksten interessiert sind. Dafür gesteht ihnen die Freiheit- und Gerechtigkeitliebe der Buren noch nicht einmal eine beratende Stimme beim „besluiten“ über Fremdenrecht, Presse und Versammlungen zu. Außer einigen Zingos wünscht Niemand eine rein imperialistische Regierung in Pretoria; aber eine Regierung der Vernunft wünscht man, eine Regierung, die sich nicht von der Großafrikanerpartei der Hofmeyr und Genossen gängeln läßt, eine Regierung, die nicht darauf ausgeht, die Engländer auszurotten. Seit dem ersten Auftreten im Jahre 1895 und der jährlichen Wiederkehr der Kinderpest ist die Landwirtschaft Transvaals unrettbar verloren. Es bleibt nichts übrig, als zum Industriestaat überzugehen; und alle Vorbedingungen dazu sind vorhanden. Wenn die Buren sich dagegen sträuben, so widerstreben sie dem einzigen für das Land möglichen Fortschritt.

Es ist unglaublich, was gerade die deutsche Presse ihren Lesern von einem durch den „imperialistisch lackirten Großkapitalismus leichtfertig heraufbeschworenen Krieg“ bis zum „Krautzug, bei dem es nur um die Goldminen zu thun ist“, aufgetischt hat; und die Engländer werden täglich auf dem Papier mit einem Eifer zusammengehauen, als ob das Seelenheil der Deutschen davon abhinge. In jedem Ringeltangel bellt das Publikum begeistert die Couplets, in denen eben so wohlfeil wie wiglos für die Buren und gegen die Engländer Partei genommen wird. Wenn man aber wüßte, was ein endgiltiger Sieg der Buren, den ich freilich für ausgeschlossen halte, bedeutete, so würde gerade in Deutschland, das dann in Südwestafrika eines Tages ähnliche Interessen zu schützen haben könnte wie heute England in seinen Gebietsstücken, sehr bald eine andere Tonart angeschlagen werden.

Es wird so viel von Chamberlains Privatinteressen, Beteiligungen u. s. w. geredet. Warum spricht keine deutsche Zeitung von dem münzbaren Interesse, das die Familie Krüger an dem Dynamitmonopol hat? Davon, daß Krüger in Maschabodorp Gelände kaufte und daß die neue Bahn nach Carolina im Transvaal dann gerade dies Gelände kreuzte? Davon, daß die Rustenburgbahn, statt in Krugersdorp, wie allgemein erbeten worden war, in Pretoria endigt, dafür aber hart an Krügers Farmen im Magaliesdistrikt vorbeiläuft? Chamberlain, heißt es, sei Aktionär von Rynoch. Mag sein: die Buren haben aber nichts bei Rynoch bestellt, sie haben deutsche Munition, und zwar über Hamburg, bezogen.

Wofür kämpfen die Buren eigentlich? Sie sind mit den amerikanischen Kolonisten verglichen worden, die sich 1775 gegen England erhoben. Diese kämpften für den Grundsatz: Keine Besteuerung ohne politische Vertretung. Ist es nun der Bur oder der Uitlander, der besteuert wird, ohne Vertretung zu haben? Nein, nicht die Buren, sondern die Uitlanders befinden sich in der Lage der Amerikaner. Kämpfen die Buren für die Freiheit? Warum halten sie dann andere Weisheit innerhalb ihrer Landesgrenzen in einem Zustand elender politischer Inferiorität? Sie kämpfen für den „Krugorism“, für die Interessenten am „verbotenen Schnapshandel“, für die Monopolisten und für die Abenteuerpolitik des Dr. Beyds. War ihr Leben, ihre Freiheit, ihr bürgerliches Wohlergehen oder ihre Religion bedroht? Nein. Oder ihre Landessprache? Es genügt, sich auf Kanada und die Kapkolonie zu besinnen, um Das als absurd anzusehen. Wofür vergießen sie also ihr Blut? Für ein vereinigt holländisches Süd-Afrika unter Ausrottung der Engländer!

Ich habe viele Buren kennen gelernt und sie als gastfreundliche, offene und unverdorrene Menschen liebgewonnen. Aber diese persönlichen Sympathien sind etwas ganz Anderes als die Billigung der unverantwortlichen Mißregierung mit dem Ochsenwagenprinzip: „Wach' een bootje, alles zal roch kom in die Land“ (Warte ein Wenig, Alles wird schon werden), der Regierung mit Reijz und Cronje, mit Wolmarans und Zoubert und dem Volksraad an der Spitze, dieser Regierung, die seit ihrem Bestehen nur bestrebt war, die „Roolnoks“ (Spitzname der Engländer) zu verdrängen und als inferiore Klasse zu behandeln, und die am Liebsten alle Mißbräuche des „Krugorism“ vom Sambesi bis zum Kap ausbreiten möchte.

Port Said.

Wladimir Raffalovich.



Giebts nicht.

GIch war eben bis zu der Stelle gekommen, wo David seinen Solotanz vor der Bundeslade aufführt und Michal erröthend über die Politik ihres Gatten das Gesicht verbirgt, als Dr. Karl Schnurrpsel eintrat. Obgleich ich das Buch schnell wegräumte, hatten seine Buchsaugen es doch schon erblickt. Ich hörte schon sein „Wie kann man bloß?“ und hatte mich nicht geirrt.

„Wie kann man bloß in dem alten Schmöder lesen, wo es heute so viel Aktuelles zu bewältigen giebt. Die Zeit der Spinnstuben und Großmuttermärchen ist vorüber.“

Wollte er damit sagen, daß es keine Großmütter mehr giebt, oder, daß der Inhalt der Bibel Märchen seien? Gegen das Erste protestirte ich entschieden. Er suchte für seinen Hut und Regenschirm einen Platz auf meinem Schreibtisch und sagte dann:

„Sehen Sie, es ist längst erwiesen, daß die Bibel, wie wir sie besitzen, ein durchaus spätes Werk ist. Wir haben nicht einen einzigen Anhaltspunkt, der auf einen ursprünglichen, alten Verfasser deutete. Abgesehen davon, daß es schon vor der Raffabderzeit zwei verschiedene Bearbeitungen gab, die elohistische und . . .“

„Aber, zum Beispiel die Bücher Moses lassen Sie vielleicht doch als Werk älteren Datums gelten . . . oder auch nicht?“

„Moses? Wer war Moses? Es giebt keinen Moses. Die ägyptische Priesterherrschaft mit ihren Zauberkünsten und ihrer eminenten Menschenkenntniß verbirgt sich unter diesem Namen. Es giebt keinen Moses, eben so wenig wie es einen Abraham giebt. Das sind Begriffe, . . . Sammelnamen.“

„Sie sind ein unheimlicher Mensch. Aber Jesus von Nazareth geben Sie doch zu.“

Er zuckte mit den Schultern. „Es thut mir leid! Wir wissen, daß des Josephus sogenanntes testimonium pro Christo dreihundert Jahre nach unserer Zeitrechnung durch Eusebius in die „Jüdischen Alterthümer“ eingeschmuggelt worden ist. Wir besitzen keine andere Quelle als diesen alten, von seinen Zeitgenossen als kindisch bezeichneten Bischof, der zum ersten Male den Josephus überseht hat.“

„Kann denn aber eine weltgeschichtliche Thatsache, wie das Auftreten des Christenthumes, ohne eine Ursache sich vollzogen haben? Denn das Dasein des Christenthumes können Sie doch nicht leugnen.“

„Was heißt Christenthum? Ich finde im sogenannten Christenthum Buddhismus, Juidaismus, — Fetischismus, wenn Sie wollen.“

„Vielleicht in äußerlichen Formeln. Aber Buddha zum Beispiel . . .“

„Was stellen Sie sich unter Buddha vor?“

„Ich weiß wohl: der Name bedeutet Erlenkötter und Viele trugen ihn. Sagen wir also: Prinz Gautama, der Stifter . . .“

„Was Stifter? Giebts nicht. Dieser morgenländische Herrscher hat die Religion seiner Vorfahren bloß strenger beobachtet als Andere. Das ist Alles.“

„Es gab auch keine Zoroaster, Pykurg, Homer . . .?“

„Allerdings nicht, meine Gnädigste. Zoroaster, Pykurg nennt sich das Ergebniß einiger klugen Köpfe, die die passendsten Geseze für ihr Volk erdachten. Homeros hieß ursprünglich eine Sammlung von Volksepen.“

„Nun streichen wir noch schnell den Namen Shakespeare aus . . . und dann gehen wir spaziren!“

„Selbstverständlich. Shakespeare war, wie Sie ja wissen werden . . .“

„Weiß schon. Sie haben doch nichts dagegen, wenn wir ein Wenig ins Freie gehen. Mir brummt der Kopf.“

„Bitte sehr, ich begleite Sie gern.“

„Ober meinen Sie, daß es auch keinen Kopf . . .?“

Ich kleidete mich zum Ausgehen an. Nachdem er zwei Photographien und ein Fläschchen rother Tinte auf meinem Schreibtisch umgeworfen hatte — sein Regenschirm vielmehr, der da lag —, gingen wir hinab.

Die Sonne schien herrlich vom blauen Herbsthimmel; es war ein entzückender Oktobertag.

Wir gingen ein Stück Weges. Es war köstlich still; nur dann und wann ein fallendes Laubblatt.

„Ist Das ein Friedel?“ jagte ich vor mich hin.

„Schöner Friedel! Alles liegt im Sterben und Das nennen Sie Frieden.“

„Giebts nicht. Und doch fühle ich ihn zu Zeiten ganz deutlich in meiner Seele . . .“

„Seele?“

„Giebts nicht. Aber Geist; was meinen Sie dazu?“

„Geist, was ist Geist? Können Sie mir den Begriff des Wortes veranschaulichen?“

„Schwer vielleicht, aber daraus folgt noch nichts. Die Liebe zum Beispiel — entschuldigen Sie! —, es ist ein altmodisches Wort, ich weiß wohl, aber . . . Also die Liebe! Da ist sie, aber ihr Wesen erklären . . .“

„Liebe, was heißt Liebe? Verständniß der Geschlechter für einander, Zustinkt des Blutes, heimliches Ausgleichungsbedürfniß, das als Caritas etikettirt geht?“

„Nehr, Doktor, denken Sie an die Lauras, Beatrices, Diotimas, Heloisen . . .“

„Giebts nicht. Es hat niemals ein ideales Frauenzimmer gegeben. Oder können Sie mir eins nennen, vorausgesetzt, daß ihm noch nicht die Patina der Geschichte die Wirklichkeitzüge überstüncht hat?“

Seit der Frauenbewegung ist ja die letzte Spur von Galanterie bei den Männern erloschen. Ich seufzte.

„Giebts nicht“, sagte er. „Sie sind hungrig?“

In diesem Augenblick fiel Etwas aus den Zweigen des Baumes, unter dem wir gerade gingen, auf seine Nase. Er wischte es schnell ab und spähte entrüßet in das Laub über sich.

Es „gibt doch“ Dinge, die man nicht sieht, aber spürt.

Friedeman.

Maria Janitschel.



Selbstanzeigen.

Das dritte Reich. Ein Berliner Roman. F. Fontane & Co., Berlin. 1900. 8°. geh. Mark 5,—; geb. Mark 6,50.

Von den Jahren der Romantik bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein hatten wir in der europäischen Literatur die Welt-schmerzzerrißtheit der problematischen Natur, deren Vater der Lord Byron war. Sie war hinreichend mit Temperament, Dyril und Romantik ausgestattet, überhaupt überreichlich nach der Gefühlseite hin entwickelt. Sie starb wohl auch an dieser Hypertrophie. Und an den exakten Wissenschaften. Mit ihnen aber hatte sie einen Sohn, zehnmal satanischer, als sie sich je geberdete; einen Sohn, pro-saisch, raffiniert, nüchtern, skeptisch, von fast beängstigender intellektueller Präzision, durchaus nach der Verstandesseite hin entwickelt, den „épicienrien intellectuel et précocement gâté“ des Paul Bourget, der sein berufenster Biograph und Analytiker wurde. Er hat indessen auch seine in einem besseren und bedeut-sameren Sinne respektablen Seiten. Der Temperamentskelch, die suchende Sehnsucht seines Vaters, der problematischen Natur, ist in ihm zu einer kaltblütigen Selbstanalyse geworden, die keine Rücksichten und Hemmnisse kennt und die im Grunde oft wohl geradezu etwas Heroisches und der Bewunderung Würdiges hat. Ihr Ziel ist die selbstsichere, neue, moderne Individualität; jener harmonische Neumensch, der die letzten Axiome des Mittelalters und seines düsteren, welt-flüchtigen Christianismus, die letzten Anwendungen einer weiblich gewordenen altruistischen Humanität-Ethik überwunden hat und zu neuer Vollmannheit gelangt sein wird. Auch dieser Charakter ist noch krank (Siehe besonders Arne Garborgs „Müde Seelen“); auch er hat den väterlichen Zwiespalt noch nicht gänzlich überwunden; auch er ist noch Halbmann. Aber seine Selbstanalyse ist bereits bewußte Aktion. Er ist der Held der modernen europäischen Literatur. Ich denke an die Romane Turgenjews, an Dostojewskijs Maslochnikow, an F. P. Jacobsens „Niels Lyhne“, an Bourget, Huysmans, Gabriele d'Annunzio, an die Dramen Ibsens und die meisten unserer neuen deutschen Dramatiker. Ich glaube, ich hatte dieser Gestalt nun auf dem Gebiet des Dramas als der Erste bei uns in Deutschland einen neuen positiven Mannestyp gegenübergestellt; zwar nur einen simplen kleinstädtischen Tischlermeister, den Franz Delze, aber, abgesehen von seiner Schwindsucht, einen, was die Hauptsache ist, seelisch kerngesund und in sich gefestigten, ausgereiften Charakter. Dennoch bin ich seitdem novellistisch mehrfach auf jenen defakenten Gâté-Typhus eingegangen. (Z. B. in „Sommer-tod“. Verlag „Reisende Ringe“ (Max Spohr) Leipzig. — „Leonore“. F. Fontane & Co.) Denn man kann heute wohl nicht ganz um ihn herum. Jemand einmal muß sich Jeder nach seiner Art mit ihm abgefunden haben. Indessen ist er mir nun immer mehr nach der Seite seiner Weiterentwicklung interessant geworden. Man hat bisher in Drama und Novelle, meine ich, weit mehr die, wenn ich so sagen soll, Statik dieses so außerordentlich wichtigen psychologischen Problems gegeben und noch nie recht den Typ in seiner allmählichen Entwicklung zu einer neuen gefestigten Mannheit gezeigt. Ich habe nun den Plan zu einer Romantrilogie gefaßt, die die Hauptstadien dieses Entwicklungsprozesses geben

soß. Das vorliegende „Dritte Reich“ ist der erste dieser drei Romane. Man wird sehen, daß sich die Behandlung des Problems wesentlich von der Art unterscheidet, wie man jetzt noch meist diesen so verwegenen Selbstanalytiker, Skeptiker und Effektiker giebt. Wenn er nämlich auch praktisch noch nicht über seinen seelischen Konflikt, wenn er auch noch nicht über sein hamletisches Schwanken zwischen Reflexion und Aktion hinausgelangt: intellektuell ist er dennoch zu einer festen und einheitlichen Weltanschauung jenseits der Gegenätze von Spiritualismus und Materialismus gelangt, die ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen sind; und er zeigt sich überdies im Stande, dem Leben selbst in dem Augenblick, da er es von sich wirft, ein herzhaftes und siegreiches Ja zuzurufen, — ein Ja, selbst über den Tod hinaus. Es steht zu hoffen, daß ihn das Leben dafür noch belohnt und zu einer freudigen neuen Aktion gelangen läßt. Ich könnte über meinen Roman noch manches Andere sagen; ich ziehe es aber vor, alles Weitere dem Leser selbst zu überlassen. Ich wollte mich eigentlich hier nur gegen einen Vorwurf verwahren, den ich voraussehe: daß ich nämlich das nachgerade reich und überreich entwickelte psychologische Problem, das er streift, lediglich zum hundertundersten Male in die Breite gezogen hätte. Aus dem von mir Gefagten wird ersichtlich sein, daß dieser Vorwurf mich nicht trifft.

Magdeburg.

Johannes Schlaf.



Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Mit literarhistorischen und biographischen Studien und drei Bildnissen. Berlin, Johannes Rade. (Stuhrsche Buchhandlung).

Der unterzeichnete Herausgeber und Uebersetzer dieser drei Bände wurde in Rußland erzogen und lebte dort neununddreißig Jahre; er darf daher von sich behaupten, daß er Land, Leute und Sprache gründlich kennt. Seine Verdeutschung des dostoiwskijischen „Kaskolnikow“ war für die Verbreitung der neueren russischen Belletristik in Deutschland bahnbrechend. Der Inhalt des „Sbornik“ umfaßt Romane, Skizzen, Erzählungen und Satiren von Tolstoi, Korolenko, Garschin, Tschekow, Potapenko, Ljeskow, Petajew, Solowjow, Schapir und Amstreatrow und namentlich auch sieben köstliche Satiren von Schtschedrin nebst einer Studie über diesen ausgezeichneten Schriftsteller. Ein Blick auf die Entwicklung der russischen Literatur seit Puschkin und Gogol und eine Lebensskizze des allzu früh verstorbenen Garschin vervollständigen die Sammlung.

München.

Wilhelm Denkel.



Ueber die Bedeutung und Tragweite des darwinischen Selektionsprinzipes. Leipzig. 1900. W. Engelmann. 153 S. Preis: 2 Mark.

Dem, der sich für allgemeine naturwissenschaftliche Probleme interessiert, wird es nicht entgangen sein, daß seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten die Ansichten der Naturforscher über den Werth der darwinischen Selektionstheorie in steigendem Maße auseinandergehen und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in zwei Heerlagern scharf und unversöhnlich gegen einander stehen. Auf der einen

Seite, als deren bedeutendste Vertreter Wolff, Haacke, Pfeffer, Cimer, Goette, Raffowitz, Delage, Osborn, Cunningham, Henslow anzusehen sind, wird mehr oder weniger unverblümt von einer „Dynamacht“ der Naturzüchtung geredet und ihr höchstens die Bedeutung zugeschrieben, durch Ausmerzungen pathologischer Individuen die Art auf der einmal erreichten Höhe der Anpassung zu erhalten; auf der anderen Seite stehen Weismann, Wallace und ihre Anhänger, die die „Ulmacht“ der natürlichen Auslese betonen. Ich habe den Versuch gemacht, die wichtigsten Gedanken, die für oder gegen das Selektionprinzip geäußert worden sind, kritisch zu prüfen, und komme zu dem Schluß, daß beide Parteien über das Ziel hinausgeschossen und daß der richtige Standpunkt der ist, den der Meister Darwin selbst einnahm: die Selektion ist zwar nur ein Faktor unter den Kräften, die die phyletische Entwicklung der Organismen bedingen, aber ein überaus wichtiger. Ueber den Inhalt der Schrift möge folgende Uebersicht aufklären; vorausschicken muß ich, daß sie sich nur auf das Selektionprinzip, nicht auf die Abstammungslehre im Allgemeinen bezieht. Das erste Kapitel erdortet die gegen den Darwinismus erhobenen Einwände, wobei namentlich die Bedeutung des „Zufalles“ und der Werth geringfügiger Abänderungen ausführlich behandelt wird. Das zweite Kapitel untersucht die Formen des Kampfes ums Dasein und der Auslese, während das dritte die wichtigsten Hilfsatheorien auführt. Dierher gehören die darwinische Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl, die nach meiner Meinung nur einen sehr bedingten Werth beanspruchen kann, und drei weitere Theorien, gegen die ich mich ablehnend verhalte, nämlich der rousche „Kampf der Theile im Organismus“, Weismanns Hypothese von der Wirkung der „Panmixie“ und des Selben Hypothese von der „Germinalselektion“. Der vierte Abschnitt giebt eine Darstellung der Voraussetzungen der natürlichen Zuchtwahl: des Geburtenüberschusses, der Variabilität und der Isolationsmittel; der letzte behandelt zusammenfassend die Wirkungen und die Tragweite der darwinischen Faktoren. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis (über zweihundert Nummern) der wichtigsten seit 1880 über die Selektionstheorie veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten bildet den Schluß und dürfte allen Denen willkommen sein, die tiefer in die Frage nach der Entstehung der zweckmäßigen Einrichtungen in der organischen Welt einbringen wollen. Obgleich die Schrift streng wissenschaftlich gehalten ist, glaube ich doch, sie so geschrieben zu haben, daß sie auch dem gebildeten Laienpublikum willkommen sein wird.

Professor V. Plate.



Ein Leben in Waffen. I. Lieutenantsleben. Verlag W. Spemann. Berlin und Stuttgart.

Vor einigen Wochen habe ich in dem Verlag von W. Spemann den ersten, in sich völlig abgeschlossenen Band eines größeren Werkes unter dem Titel „Lieutenantsleben“ erscheinen lassen. Das Buch, obgleich in Romanform geschrieben, will viel mehr sein als nur ein Roman. Ich habe den Versuch gemacht, das Leben eines Lieutenants von dem Tage seines Dienstantrittes bis zum Tage seiner Beförderung zum Hauptmann zu schildern. Ich bringe meist nur Selbst-erlebtes, bin also sicher, auf keiner Unwahrheit oder Ungenauigkeit ertappt zu werden. Vor Allem erzählt mein Buch: von dem Dienst, dem Avancement, den

gesellschaftlichen Verpflichtungen, dem Kasinoleben, der Kameradschaft und Dem, was sonst noch ein „Lieutenantsleben“ ausmacht. Zum ersten Male versuche ich, das Lieutenantsleben, von dem die Wenigsten Etwas wissen, so zu schildern, wie es ist. Ich nehme kein Blatt vor den Mund; die Leiden und Qualen eines Offiziers, hervorgerufen durch den Dienst, durch die Laune der Vorgesetzten, durch den ewigen Mangel an Geld, bleiben nicht unerwähnt. Zum ersten Male wage ich es auch, die alten bestehenden Einrichtungen, wie unsere Ehrenzeichen, den Heirathskonsens und vieles Andere, zu kritisiren. Ich decke die Fehler auf und zeige, wie vielleicht das Eine oder das Andere geändert werden kann. Wer meine anderen Schriften kennt, vielleicht sogar einmal über eins meiner Bücher gelacht hat, weiß, daß mir jede Gehässigkeit fern liegt, daß ich kein unzufriedener Mobile bin, der schilt. Dazu fehlt mir jede Veranlassung. Dem Humor ist auch in dem „Lieutenantsleben“ ein breiter Raum gelassen; aber trotzdem will das Buch sehr ernst genommen werden. Ich möchte wohl, daß alle Eltern es lesen, deren Söhne Offiziere sind oder Offiziere werden wollen. Auch jedem angehenden Offizier empfehle ich das Buch; es wird ihm zeigen, was es heutzutage heißt, Offizier zu sein. Von einem Lieutenant wird jetzt sehr viel verlangt. Das Wissen und die mehr oder weniger große Zulage machen es nicht allein. Der Weg, den ein Lieutenant heute wandelt, ist steil und dornig; wie sehr er es ist, sucht mein Buch zu zeigen.

Dresden.

Freiherr von Schlicht.



Hütten und Börsen.

„Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß“, möchte man, mit Mephisto, sprechen, wenn man mitansieht, wie das kleinste Gerüchtchen von der Verbesserung der Lage eines Unternehmens, die durchsichtigsten und albernsten Manöver zur Einwirkung auf den Kurs eines Papierses — sei es auch nur in der Form einer Landkarte, in die Eisenbahnlinien unrichtig eingezeichnet sind — genügen, um die Phantasie der heutigen Börsen zu erhitzen. Da wird ein Gußstahlwerk innerhalb weniger Tage um zwanzig Prozent in die Höhe getrieben, obgleich die Erklärung der Verwaltung selbst nicht mehr als ungefähr sechs Prozent Dividende in Aussicht stellt. Ein anderes, im Allgemeinen wenig beachtetes Eisenwerk erlebt während eines einzigen Börsentages eine Kurssteigerung um siebenzig Prozent, geht aber freilich am nächsten Tage gleich wieder um fünfzehn Prozent zurück. Alle solche Ueberraschungen und Ausschreitungen deuten aber darauf hin, daß die Spekulation sich in dem ihr zur Verfügung stehenden Spielraum — im wörtlichsten Wortsinne — brenzt fählt und nach höherem und schnellerem Gewinn als dem normaler Weise möglichen giert. Vieles von diesen irregulären Erscheinungen hat unser aus guten Absichten und schlechten Einsichten entstandenes Börsengesetz zu verantworten. Die Zügellosigkeit hat nicht abgenommen, sondern dehnt sich im Börsenverkehr immer mehr aus. Als das Termingeschäft aufgehoben und dadurch der der Spekulation unentbehrliche Ausgleich im Effektenhandel in seinen legitimen Erscheinungsformen erheblich eingeschränkt wurde, wandte

sich das Geschäft entweder an das Ausland — so weit es nicht direkt in das Ausland wanderte — oder es überspannte den normalen Atmosphärendruck. Man hilft sich also in der einen oder der anderen Weise. In Hamburg wird neben der Mittagsbörse eine offizielle Abendbörse eingerichtet, weil der Markt dringend danach verlangte; in Berlin hat kürzlich ein angesehenes Mittelbankgeschäft beschlossen, seinen Hauptverkehr über London zu leiten, und einige große Kohleraktiengesellschaften suchen sich die pariser Börse zu erobern, darunter auch die gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die schon seit langer Zeit den Pariser Gasofehl liefert. Aber auch sonst gehen erhebliche Mengen deutscher Kohle nach Frankreich; und die französische Volkswirtschaft würde nicht darunter leiden, wenn die Zulassung deutscher Montonpapiere an ihren Börsen den Ausgleich der internationalen Bilanz zwischen Deutschland und Frankreich erleichterte. Die Hoffnung, die Harpener Aktien würden vorangehen, scheint sich nicht zu erfüllen; die „Banque de Paris et des Pays-Bas“ hat sich aber schon bereit erklärt, die Reports in diesem Papier zu übernehmen, und sie darf um so eher auf ansehnliche Umsätze rechnen, als der Geldmarkt unserer westlichen Nachbarn von den Schwierigkeiten, die an den sonstigen großen Verkehrsplätzen obwalten, ziemlich unberührt geblieben ist. So weit das reine Kassageschäft an den deutschen Börsen nicht mehr genügt, besteht überhaupt die gegründete Aussicht auf eine demnächstige starke Entfaltung des Ultimohandels in verschiedenen unserer Industriepapiere außerhalb Deutschlands. Schon die Einführung deutscher Papiere in Brüssel hat gezeigt, wie willfährig in dieser Hinsicht das Ausland ist. Daher hat sich denn auch jener mächtige rheinländische Bankier, der früher durch seinen energischen Widerstand die Vereinigung von Harpen und Centrum vereitelte, bekehren lassen und kürzlich selbst das Signal zu einem kleinen boom in Harpenern gegeben. Da man keinen Grund hat, seine Informationen und seinen Einfluß zu bezweifeln, der bis in die Kreise des berliner Großbankenthumes reicht, gab das Verhalten des klugen Spekulanten zu den abenteuerlichsten Gerüchten, unter Anderem von einer Fusion des Harpener mit anderen Werken, Anlaß. Richtig ist daran nur, daß die Aktiengesellschaft neuerdings doch wieder in ein näheres Verhältnis zu Centrum zu treten sucht. Zwar sind wiederholte Anfragen, die nahe Interessenten der Bergwerksgesellschaften Königsborn, Raßen und Nordstern an die Verwaltung der Aktiengesellschaft gerichtet haben, unbeantwortet geblieben; aber ihre Beauftragten, die sich natürlich nicht als solche affizieren, strecken leise die Fühler aus. Und wenn heute zwei Aguren aus den Aufsichtsratskreisen zusammentreffen, so lächeln sie, denn ihre Gedanken drehen sich um den selben Punkt, die Kohlennoth, die es den verschiedenen Unternehmungen so nahe legt, sich noch fester zusammenzuschließen und in traulichem Verein zu herrschen. Selbst auf den vorsichtigen Herrn Krupp richten sich die Wünsche der Harpener Gesellschaft. Aber seine Werke gravitiren doch noch einer anderen Richtung und er dürfte nicht geneigt sein, sich eine neue Verwaltung aufzubürden, die zwar augenblickliche Vortheile bringen, auf die Dauer aber eine lästige Fußfessel bedeuten würde. Außerdem hat Krupp noch keinen Erfolg für einen Mann wie Zende gefunden, der es verstand, im Großen der Wirtschaftspolitik erfolgreiche Impulse zu Gunsten des privaten Unternehmertums zu geben, und der im Kleinen doch niemals den Ueberblick über die einzelnen Zweige des weit verästelten Betriebes verlor. Die stille Hoffnung der Emissionbanken, einst doch noch

die kruppschen Werke gründen zu können, wird sich, so lange der jetzige Inhaber den Ausschlag giebt, wohl nicht verwirklichen. Also muß man inzwischen mit kleineren Gesellschaften vorlieb nehmen, die immerhin auch einen Gründergewinn abwerfen können. So wird die Bergwerks-Gesellschaft Centrum voraussichtlich in nächster Zeit schon börsenfähig werden; freilich wird dabei den Gründern das Herz etwas bluten, denn die Dividende wird trotz allen Anstrengungen kaum über sieben Prozent sein und daher wird sich auch der Agiogewinn in einem mäßigen Umfang halten. Auf der Jagd nach geeigneten Gründungsobjekten sucht die Hochfinanz immer engeren Anschluß an die Industrie selbst; und die Aufsicht- und Verwaltungsräthe der großen Banken lassen es sich nicht verdrießen, zu bescheidenen Kollegen herabzusteigen und Sitze in solchen Banken zu suchen, die schon lange mit dem einen oder anderen Industriebezirk verwachsen sind. Ist Das gelungen, so läßt sich, da nun die Einflußsphäre erweitert ist, die Vereinigung verschiedener Gesellschaften viel leichter ins Werk setzen. Daß bei solcher Zusammenlegung der Interessen auch übereilte Schritte vorkommen, beweist die mißglückte Uebertragung des Röhrenwalzwerkes von Schönbrunn durch die huldshinsky'schen Hüttenwerke auf das hernadthaler Eisenwerk. Der Verkäufer ist genöthigt, das Unternehmen wieder zurückzunehmen, und es wird nicht, wie gehofft, an die Gewerkschaft Rima-Nurany übergehen. Die eben genannten huldshinsky'schen Hüttenwerke haben die königliche Eisengießerei in Gleiwitz zu dicht neben sich, als daß ihr Besitz sie nicht reizen sollte. Der Fiskus ist bisher aber diesem Liebeswerben unzugänglich gewesen, und wenn daher einmal ein indiskreter Journalist von Verhandlungen spricht, die auf eine Verschmelzung der beiden Unternehmungen abzielen, so hat es die eine oder andere der beiden Verwaltung nicht schwer, ein bündiges Dementi zu ertheilen. Und doch wird, wenn die Roheisennoth in Deutschland noch zunimmt, die huldshinsky'sche Gesellschaft nicht lange mehr von der gleiwitzer Hütte abhängig sein wollen. Der Erwerb des musterhaft geleiteten fiskalischen Betriebes würde ihr mit Hochofenanlage, Eisengießerei und Kokerei eine Jahresfabrikation von mehr als fünfundsingzigtausend Tonnen Roheisen und einen neuen Haupt- und Kleinbahn-Anschluß zuführen. Noch dazu gestattet das Staatswerk, das heute bereits ein Areal von achtzehntausend Quadratmetern umfaßt, eine Erweiterung bis an die Grenze der huldshinsky'schen Fabriken. Aber nachdem die Roheisenproduzenten Oberschlesiens sich über die untere Preisgrenze geeinigt haben, wird der Fiskus kaum unter acht Millionen Mark verkaufen wollen.

Die Hochofenbesitzer saugen übrigens an, sich einen Antheil an dem höheren Gewinn, den der Verkauf von Roh- und Halbprodukten bringt, dadurch zu sichern, daß sie sich Verfeinerungsanlagen schaffen, um einen Theil des von ihnen erzeugten Roheisens selbst zu verarbeiten. Dagegen werden die Hüttenwerke, die ihren Roheisenbedarf nicht gedeckt haben, besser daran thun, ihr Augenmerk auf die Errichtung eigener Hochofen zu richten als durch Vergrößerung der vorhandenen Maschinenbetriebe sich selbst die Speisung der erweiterten Anlage mit Rohmaterial zu erschweren. Aber die Sucht, an den hohen Preisen für Halb- und Fertigfabrikate, die neuerdings festgesetzt worden sind, möglichst zu profitieren, läßt häufig die Sorge für die Zukunft vergessen. Gelegentlich greifen unsere Bergbau- und Hütten-Gesellschaften auf industrielle Gebiete über, die ihnen eigentlich fern liegen sollten. Ein rheinisches Montanwerk hat sich vor

nicht langer Zeit durch die Scheinerfolge der Cementindustrie verleiten lassen, eine große Cementfabrik zu begründen. Der Bau allein verschlingt den stattlichen Betrag von etwa neunhunderttausend Mark; und dabei haben nicht einmal die schon vorhandenen alten Cementfabriken Aussicht auf lohnende Beschäftigung, — selbst dann nicht, wenn unsere Generation noch die Herstellung des Mittelkanals erleben sollte. Das krampfhafteste Bestreben der führenden Vereinigungen in der deutschen Industrie, jede selbständige Preisfestsetzung durch die einzelnen Unternehmer unmöglich zu machen, deutet keineswegs auf eine so glänzende Lage der Industrie hin, wie sie die Organe der Spekulanten in Montanpapieren ausposaunen, sondern vielmehr darauf, daß die Hochkonjunktur nur noch durch künstliche Mittel aufrecht erhalten werden kann. Es ist ein Zeichen ängstlicher Besorgniß, daß beispielsweise die Rotheisensteingruben schon jetzt die Hütten zwingen, ihren ganzen Bedarf in Rotheisenstein bis zum Schluß des Jahres 1901 zu einem Kostensatz zu decken, der die für das laufende Jahr beschlossenen Preise um fünfundzwanzig Mark übersteigt, und daß auch die anderen Syndikate sich bemühen, ihre Lieferungen für 1901 möglichst schnell zu verschließen. Sie fürchten weniger, daß sie bei weichender Konjunktur von unseren Nachbarländern unterboten werden könnten, als daß die Werke in Deutschland dann am Billigsten sein würden, die nicht unter Syndikatszwang stehen und ihre Rohmaterialien und Halbfabrikate vom Auslande beziehen. Abschlässe amerikanischen Rotheisens für deutsche Rechnung mehren sich. Die Gefahr der amerikanischen Konkurrenz beruht mit darauf, daß dort der größte Theil der Eisenproduktion in einer Hand ruht und auch die meisten Hilfsindustrien des Montangewerbes von gigantischen Trusts beherrscht werden, die vor keinem Mittel, den Gegner zu schwächen, zurückschrecken und längst schon den europäischen Eisenmarkt als sichere Beute der Vereinigten Staaten betrachten. Die Kupferproduktion der Union wird einheitlich von der „Amalgamated Copper-Company“ geregelt und die „United Zink-Company“, die „American Zink-Company“, die „Missouri-Zink-Fields Company“ und die „Cloverdale“ sind eben dabei, einen Trust mit fünfzig Millionen Dollars Aktienkapital zu gründen.

Einstweilen ist der Ueberfluß der amerikanischen Montanproduktion noch für Deutschland ein willkommenes Retter in der Noth; aber das Uebel ist, daß der Hankee ein einmal gewonnenes Absatzgebiet nicht so leicht wieder preisgibt. Die durch die böhmischen und mitteldeutschen Kohlenarbeiterstreikes verschärfte Kohlennoth zwingt uns, da die schöne Hoffnung auf reiche Schiffsadungen einer tadellosen Kiautschou-Kohle noch auf einige Jahre hinaus vertagt werden muß, amerikanische Kohlen nach Deutschland einzuführen, obgleich die Qualität der in den Vereinigten Staaten gewonnenen Anthrazit-Kußkohle nicht annähernd an die Beschaffenheit des deutschen und englischen Produktes heranreicht. Auch die inländischen Dampfer werden die — auch jetzt schon von den transatlantischen Dampfergesellschaften vielfach benutzte — brauchbarere amerikanische Steam-Kohle fortan häufiger verwenden, da sie sich durch relative Billigkeit auszeichnet. Die inländischen Montanwerke sollten sich bei diesem Gesamtstande der Dinge nicht zu fest auf die Konjunktur verlassen: sie können nicht wissen, wie lange ihr Glück noch währt. Amerika blickt uns über die Schulter und wir müssen dafür sorgen, daß es uns nicht bald über die Achsel ansieht. „Amerika, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte“: so lasen gebildete Börsenmänner gewiß schon einmal in Goethes *Jahnen Kenien*.

Das Tausendjährige Reich.

Von dem Direktor, dem Publikum und den Lobschreibern des Deutschen Theaters ist „Das Tausendjährige Reich“, das neue Drama des Herrn Max Halbe, sehr ungerecht behandelt worden. Es ist, als der ernste Versuch, ein großes Thema künstlerisch rein und ehrlich zu gestalten, die bisher beste Leistung eines fleißigen Talentes und verdient mit all seinen Mängeln und Schwächen mehr Achtung als die rüden Albernheiten, die uns neulich unter dem Aushängeschild eines Schimpf- und Scherzspieles angeboten wurden, und als die gemeine Melodramatik des Kolportagefuhrmannes Henschel. Dennoch wurde es ausgelacht, ausgezischt und nach zwei kurzen Lebensabenden ruhmlos bestattet; und der Verfasser wurde von den Offiziösen des Deutschen Theaters mit einem sehr schlechten Jahreszeugniß heimgesandt. Die Haltung des Publikums ist leicht zu verstehen. Erstens sind diese Leute durch die Fülle der Theaterstücke, bei deren Aufführung sie sich nicht amüsiren und die sie doch bewundern sollen, nachgerade verärgert und freuen sich jeder Gelegenheit, wo sie, ohne den Bannfluch der Schredensmänner fürchten zu müssen, ihrem inneren Unmuth Luft machen können. Herr Halbe ist nicht, wie Henschels und Jaus unsterblicher Erwecker, von einer jeden Rege bedrohenden Knüttelgarde flankirt, also zum Prügelknaben der Neuen Richtung sehr geeignet. Zweitens wird in dem Drama fast ohne Unterbrechung davon gesprochen, daß Jesus Christus wiederkehren und ein Millenniumreich gründen werde, ein Reich ohne Ausbeutung und Terrinspekulation, ohne Kurse und Dividenden. So unwahrscheinlich die Erfüllung sein mag; schon die Weissagung ist den für erste Aufführungen im Deutschen Theater Vorgemerkten höchst unangenehm. Das könnte ihnen gerade noch fehlen, — jetzt, wo das Geld theuer, der Kassenkreis laustlos ist und die Productenbörse eben nothdürftig wiederhergestellt wird! Mit listig verkatteten Strebern, die sich aus Evangelisten rasch zu Imperialisten entwickelt haben und unter dem Patronat des Herrn von Siemens praktisches Christenthum predigen, kann dieses Publikum sich abfinden, solche weltkluge und bequeme Geistliche sieht es sogar recht gern bei seinen Dinern; der Galiläer aber hat sich im jerusalemischen Tempel damals doch allzu bräsk benommen. Vielleicht wären die Thiergartenmaccene und ihre pailletirten Gehilfinnen weniger empfindlich gewesen, wenn man ihnen rechtzeitig gesagt hätte, daß es sich um Prophezeiungen und Hoffnungen handelt, die nicht aus dem Neuen, sondern aus dem Alten Testament stammen, in den apokryphen Büchern Baruch und Henoch nachklingen und von manchem rabbinischen Utopisten verzeichnet worden sind. . . Bei der Privatpolitik der Censurenvertheiler wollen wir uns nicht erst lange aufhalten; das Erfreulichste, was man von den Herren sagen kann, ist, daß sie keinen Einfluß mehr haben, also kaum noch schaden können. Wichtiger ist die Ungebühr, die der Direktor

dem Stück anthat. Er durfte Herrn Halbe nicht verschweigen, daß der letzte Akt des Dramas unmöglich, unaufführbar, mörderisch ist. Reicht die Urtheilskraft des behenden, klugen und kaltblütigen Philologen, der das Deutsche Theater leitet, nicht so weit, daß er die Tragkraft eines Dramengliedes ermessen kann, dann muß er sich — außer dem Regisseur, den er wie das liebe Brot braucht — einen Dramaturgen miethen, in dem Leidenschaft lebt und der nicht genöthigt ist, sich Poesie sucht durch die Verstandeschleusen zuzuführen. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heute am deutschen Drama gesündigt wird, wie viele leidliche, leicht lebensfähig zu machende Stücke auf der Bühne völlig versagen, weil kein Mensch da war, der dem Autor klinische Hilfe zu leisten vermochte. Damit aber ist das Sündenregister des Direktors diesmal noch nicht abgeschlossen. Er hat das Stück auch leichtfertig besetzt und ungenügend vorbereitet. Da seinem Theater ein Tragoede fehlt, konnte nur Herr Reicher die Hauptrolle spielen. Diesem scharfsinnigen, mit Temperament und Phantasie, Muth und Schmiegsamkeit begabten Meister seiner Kunst aber mußte, weil er allzu lange der Bewältigung großer Aufgaben entwöhnt worden ist, von einem Kunstpädagogen vor der Aufführung die folgende Rede gehalten werden: „Ein Dorfschmied, lieber Herr Reicher, der in chiliastischen Vorstellungen lebt, darf seine mystische Weisheit nicht so vortragen wie ein Schauspieler, der sich im Kaffeehanse als Buddhisten, Theosophen, Alchemisten bekennet. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ein solcher Schauspieler keine Gemeinde um sich zu sammeln vermag, daß er eher ein Wischen komisch wirkt, wie ein sonderbarer Schwärmer, bei dem man nie recht weiß, wo die Pose anfängt und der Glaube aufhört, und dessen Schrullen man überhaupt nur hinnimmt, weil er auf seinem eigensten Gebiet ein alle Gefährten überragender Könnner ist. Der Schmied, den Sie jetzt auf die Bretter stellen sollen, ist ein Duzendhandwerker; wenn er trotzdem dumpfe Häuslerlehre für sich gewinnt und aus Ackerbürgern und Schauerwerkern eine Sekte bilden kann, dann muß sein Glaube mächtig, seine suggestive Kraft gewaltig sein; sonst wäre solcher Erfolg unerklärlich. Der Mann muß von ganz anderer Art sein als die Dorfgenossen; aus jedem Wort, das er spricht, muß ekstatische Verzüchttheit über Flur und Feld hallen. Gräbeln Sie nicht der Möglichkeit einer solchen Gestalt nach, versuchen Sie nicht, sie, wie Sie früher mal mit dem Othello thaten, geistreich zu erklären und vom Publikum mildernde Umstände zu erblinzeln, sondern nehmen Sie den Kerl, wie er ist, und spielen Sie ihn so naiv, so unmodern, als ob er Elias, Henoch oder Daniel hieße und in Kanaan oder Bethulien lebte.“ Herr Reicher hätte es gekonnt, wenn ihm auch die eichenstämmige Wucht Baumeisters und die leidenschaftliche Inbrunst Matkowskys fehlt; doch kein Wegweiser ward ihm aufgerichtet und so wußten die Hörer lange nicht, ob sie einen Dorfstolzei in seiner heiligen Begrenztheit bewundern oder einen Dorfschmied in seiner

Größenwahnblähung auslachen sollten. Nichts aber ist einem Drama gefährlicher als solcher Zweifel . . . Es war nicht der einzige, der diesmal die Stimmung verdarb. Da trat ein Pfarrer auf, der sich geberdete, als käme er geraden Weges aus Wittenberg oder Kirchfeld, heldisch stolzirte und sommerstorffisch den Kopf in den Nacken warf; nach und nach erst merkte man, daß dieser Pfarrer ein schwachgemuther und engherziger Opportunist sein soll, einer von den — heute politisch so strebsamen — Talartägern, die, sobald ihr Profitchen ins Spiel kommt, den Herrn Jesum einen guten Mann sein lassen. Ein ostelbischer Junker von anno 48, ein vergnügter und gutmüthiger Sausewind, dem die starke Vitalität, die robuste Lebenslust des Herrn Nissen das rechte Gesicht gegeben hätte, wurde von einem an der Sache offenbar nicht interessirten Mimen im Prudelwitzton heruntergeschmarzt. Und die Schmiedemeisterin, eine verhärmt westpreussische Magdalena, die den tiefsten Ton menschlichen Leides aus wunder Brust holen muß, ließ der denkende Direktor nicht von dem Fräulein Dumont, sondern von der drallen Frau Lehmann spielen, deren im Spreeland anergogene Ironie schon im ersten Akt das Familienverhältniß fälschte und einen lebensgefährlichen Ton in das Drama brachte. Nachtwandler soll man nicht anrufen, Apostel nicht verhöhnen lassen. Ein Glaubensheld und Sektensifter, der sich von seiner lieben Frau „uzen“ läßt, muß dem Betrachter der Narrheit näher als der Heiligkeit scheinen.

Ich habe bei diesen Dingen lange verweilt und bin den Lesern, die meine Ansicht nicht am Ort der Missethat nachprüfen können, vielleicht langweilig geworden. Erstens aber wollte ich einmal zeigen, wie leichtfertig und lieblos, mit welcher in Frankreich undenkbaren Ueberlichkeit auf unseren Bühnen mit einem ernstern Werk umgesprungen wird. Und zweitens wollte ich, da Schweigen als ein Zeichen des Einverständnisses gedeutet werden könnte, ausdrücklich gegen die Lobhudelei protestiren, die das Deutsche Theater als die „erste Bühne Deutschlands“ — oder gar „Europas“ — über den Klee preist. Dieses Theater ist überhaupt keine „erste Bühne“. Es hat keine Spezialität, sein Genre, und leistet darin fast eben so Gutes wie das Théâtre Antoine in Paris, eben so Gutes wie in anderen Genres früher das Wallner-Theater und jetzt noch das Residenz-Theater. Eine erste Bühne muß im Stande sein, die stärksten Werke der Weltliteratur würdig aufzuführen. Das kann das Deutsche Theater nicht. Es hat sich ein kinderleichtes Genre gewählt, in dem selbst entschüchterte Dilettanten für Spielergenieß gelten können, ist in seinem jetzigen Bestand aber vollkommen unfähig, ein großes Drama in großer und reiner Plastik lebendig zu machen. Und es ist kein Zufall, daß im „Tausendjährigen Reich“ die kleinen Jammergestalten eines Korbflechters, Stelmachers und Sattlergesellen vorzüglich gespielt wurden, in jedem Augenblick aber, wo Größe, Macht und naive Hingabe an den Gegenstand nöthig

gewesen wäre, die wichtigsten Wünsche unerfüllt blieben. Daß auch eine sorgfältiger vorbereitete, feinere und zugleich kräftigere Darstellung das Drama des Herrn Halbe nicht zu retten vermocht hätte, steht auf einem andern Blatt. Den Sitz seiner organischen Schwäche wollen wir nun suchen.

In dem westpreussischen Dorf Marienwalde haust der Schmiedemeister Dremß. Drei Ereignisse haben das Alltagselend seines Handwerkerlebens unterbrochen. Er hat entdeckt, daß seine Frau früher die Liebste des Schloßherrn war. Nur früher? Fand er nicht eines Abends den Junker in der Kammer der Frau? Sie schwört zwar, nichts sei geschehen, sie habe den Herrn nicht hinauswerfen können, ihm aber Alles versagt. Ja, werß glaubt! So reden die Weibskleute immer, an Schwüren und Thränen fehlt's ihnen nie; doch die Kage läßt das Mäusen nicht; und Eine, die an freierherrliche Rareffen gewöhnt ist, sehnt sich von ihrem ruhigen Rauhbein wohl immer wieder zum glatten, gestriegelten Ritter. Dremß ist fest überzeugt: die Frau brach die Ehe; und er haßt aus tiefstem Herzen Den, der sie mit Frevlerhand aus dem Eheverschluß lockte. So zieht er anno 13 in den Franzosentrieg. Er hat Eine genommen, die im Dorf als Herrenbuhle bezichtigt wurde, und hat sie behalten, trotzdem sie ihn noch weiter betrog. Ister nicht ein guter Kerl und ein echter Christ? Eines Tages wird er mit seinem Lieutenant, dem Gutsherrn von Marienwalde, auf Vorposten geschickt. Es wird dunkel, vom feindlichen Lager her knattern die Kugeln, der Lieutenant hält led in der Feuerlinie. Wenn der gekränkte Gatte ihm jetzt die Rechnung begliche? Wenn er ihn mit einem wohlgezielten Schuß in den Sand wärfe und den Störenfried so aus dem Wege räumte? Kein Hahn würde danach krähen; der Lieutenant wäre eben auf Vorposten gefallen. Dremß legt an; als er gerade losdrücken will, trifft eine Franzosenkugel ihn mitten in die Brust. Und der Schwerverwundete sagt sich in seiner frommen Einfalt: Das war Gottes Finger, der mich für böses Trachten bestraft und zugleich an der Ausführung gehindert hat. . . Aus dem Felde kehrt der Schmied heim und das alte Leben geht weiter. Er hat zwei Kinder. Aber der Junge, das Erstgeborene, ist wohl gar nicht sein Sohn; er stammt ja aus der Zeit des Kammergetändels. Den Bengel mag der Meister nicht sehen; gewiß so ein Schloßbastard; wenn er ihm nur aus den Augen läme! Der unwäterliche Wunsch wird zur Zwangsvorstellung; und als der Junge den Hals bricht und plötzlich in Todesstarre vor ihm auf den Fliesen liegt, da steht für den Dorfschmied fest: auf ihn blickt der Herr vom Himmel mit besonderem Wohlgefallen herab, ihn ließ er leiden, ihm, dem Märtyrer, giebt er sichtbare Zeichen, ihm wirkt die Gnade des Höchsten göttliche Wunder. Diese drei Erlebnisse furchen seinen Sinn mit unvermischbaren Runen. Die Frau verachtet er als eine rückfällige Sünderin. Die Tochter sieht er ohne Freude heranwachsen. Das Geschick vernachlässigt der früher Fleißige. Er ist zu Besserem berufen als zum

Rageln von Hufeisen und zum Ausbessern verbrauchter Wagenräder; ihn, er fühlt es, rief der Herr zu einem höheren Werk. Er blickt um sich; Ungerechtigkeit, Unfrieden, Unbarmherzigkeit schaut er ringsum. Wie ihm, geht es Manchem: die großen Herren nehmen die Arbeit, das Weib und das Kind des armen Mannes, lassen ihn für sich scharwerken und die Frucht ihrer Lenden erziehen. Ist dieses von Roth und Blut erfüllte Jammerthal die friedsame Seligkeit, die alljährlich in der Ostersunde der sehnennden Menschheit verkündet wird? Starb, um solches Reich schmählicher Schande zu gründen, der Heiland am Kreuz? Das kann nicht sein. Der hoffärtige Fanatiker flüchtet sich ins Sonnenland der Bibel, durchforscht es nach allen Richtungen und läßt, wenn er von hitzigen Streifzügen müde geworden ist, sein brennendes Auge immer wieder auf den Worten der Offenbarung Johannis ruhen: „Und die Seelen der um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen Enthaupteten und Alle, die nicht angebetet hatten das Thier noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand: Diese lebten und regirten mit Christo tausend Jahre.“ Immer wieder laß er in Nöthen dieses Kapitel, das zwanzigste, und sah vor seines Geistes Auge den Engel vom Himmel herabfahren und den Drachen, die alte Teufelschlange, binden, in den Abgrund werfen, verschließen, versiegeln. Tausend Jahre soll der böse Erzfeind im Abgrund gefesselt liegen; erst „danach muß er los werden eine kleine Zeit.“ Was ist Das? Was kann diese apokalyptische Weisheit bedeuten? Nichts Anderes doch als Dieses: noch einmal wird der Heiland auf die Erde kehren, die bösen Triebe dort binden und unschädlich machen und mit der erprobtesten Jünger Hilfe ein tausendjähriges Reich friedlicher Seligkeit gründen. Die Mär vom Jahr 68 kriecht ihm ins lichtlose Hirn. Der Schmiedemeister Drevofs wird ein Bekenner des Chiliasmus.

Hier stock' ich schon. Ich habe mich bemüht, eine psychologische Begründung zu geben, die der Dramatiker kaum flüchtig angedeutet hat; dennoch bleiben Lücken und Brüche. Daß der Schmied sich einen Auserwählten wähnt und von frommem Fanatismus umnebelt wird, mag glaublich scheinen. Wie aber kommt er zu der besonderen Form des Wahns, die man Chiliasmus nennt? Das mußte erklärt werden. Herr Halbe ist offenbar von Björnsons großartig gedachtem Drama „Ueber die Kraft“ angeregt worden. Auch der Held des Norwegers ist ein Millennarist, auch er glaubt, Wunder wirken zu können, auch er wird für sein Vermeffen an der verwundbarsten Stelle gestraft; und wie von ihm, so könnte man auch von Drevofs sagen: „Einen Glauben wie den seinen hat noch Niemand gesehen; und Niemand sah je einen solchen Glauben an seinen Glauben.“ Aber der Scandinave ist ein Pastor, ein gelehrter Theologe, der ganz genau weiß: „Som Lande der Erneuerung, vom Tausendjährigen Reich wurde in uralten Zeiten schon im Orient ge-

träumt. Ist es deshalb etwa ein unmögliches Wahngelbde? Dafür mögen es schwache Seelen halten; den starken ist es und bleibt es Wahrheit... Ich sah das Christenthum ängstlich am Boden kriechen; es wagte sich nicht in die Höhe, jeder Hügel schien es zu schrecken. Ich fragte mich: Weshalb diese Angst, diese Kriecherbemuth? Fürchtet es, alle menschlichen Dinge aus ihren Angeln zu heben, wenn es sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete? Ist das Christenthum unmöglich oder machen die Menschen es dazu, weil sie nicht den Muth haben, Etwas zu wagen? Wenn nur Einer es wagte: Tausende würden dem Beispiel folgen! Und da ward es mir klar, daß ich versuchen mußte, dieser Eine zu sein. Das, meine ich, sollte ein Jeder versuchen, wenn er ein Gläubiger heißen will. Denn glauben heißt mir: überzeugt sein, daß nichts dem Glauben unmöglich ist, und diese Ueberzeugung furchtlos bekennen.*) Pastor Sang wird, so dürfen wir annehmen, den Papias gekannt haben, der drei Menschenalter nach Jesu Geburt Bischof von Hierapolis war und aus den jüdischen Prophetenpropheten eines theokratischen Messianismus, aus den Fieberschwärmereien des Hellschers von Patmos das Material zu dem Luftschloß eines christlichen Chiliasmus erbaute. Dieser Papias, dessen Erzeugen leider verloren sind, ging weiter als der Johannes der Apokalypse; er schildert anschaulich die nahende Zeit, da aus jedem Samenkorn zehntausend Aehren hervorschießen werden, jede Aehre zehntausend Körner tragen und jedes Korn zehntausend Pfund Wehl liefern wird, die Zeit unerschöpflicher Ueppigkeit, ungetrübter Enttäuschung, undenkbarer Genüsse. Solche stromchristliche Visionen waren schon damals nicht neu; sie erhellten noch lange die düstere Welt der in Frommheit Darbenden, der Ebionim, ließen, zur Zeit Domitians, im „Hirten“ des Hermas ihre Spur, flackerten über den Lehren der Montanisten und begeisterten noch in Luthers Tagen die Anabaptisten zu aberwitzigem Thun. Die Orthodoxie kämpfte mit ihren feinsten geistigen Kräften vergebens gegen dieses gräßlich materialistische Mißverstehen der Heilandsverheißung. Wenn das Maß menschlichen Leides bis an den Rand gefüllt, die Mißthat der Ungerechten zur Ernte reif ist und des Lasters Kadgeruch bis zum Himmel sinkt, dann ist die leuchtende Schaar gestimmt und bereit, sich von Hoffnungen einlassen zu lassen: wer ihr den Himmel auf Erden verspricht, ein mühloses Leben in Herrlichkeit, Der hat sie in seiner Hürde. Das sah, eben so klar, wie wir heute es sehen, schon Origenes. Und er und seine Gefährten im Glauben an eine symbolisch-philosophische Offenbarung erkannten auch die Gefahr solcher Wahnvorstellung, — eine mehr noch politische als religiöse Gefahr. Thatlos warteten auf ein Wunderbares, eine Wonnehilias oder eine Seligkeit

*) Ich folge nicht der stümperhaften, unlesbaren Uebersetzung, in der Björnsons Gedicht leider in Langens Verlag gedruckt worden ist, sondern versuche, so gut ich kann, den Sinn der hier wichtigen Sätze frei wiederzugeben.

spendende „Entwicklung“, hat noch nie einem Stamm, einer Klasse genügt, hat sie stets nur gelähmt und untüchtig gemacht. Renan kannte die jüdischen und jüdenchristlichen Verkünder tausendjähriger Friedensreiche sehr gut, als er schrieb: *On vise à l'impossible, à une sorte de douceur subversive de l'humanité, comme celle que l'Inde seule a pu, au prix de son anéantissement politique, réaliser dans la vie.*

Björnsöns Pastor hat den Irrgarten des Chiliasmus gewiß oft durchwandelt; ihm darf man zutrauen, daß er auch die kritischen Einwände gegen den Schwarmgeisterglauben kennt; er weist sie, in seinem Thaumaturgenwahn, nur mit mildem Lächeln eben ins Leere. Der marienthaler Schmied aber weiß von Alledem nichts; wenigstens giebt er uns kein Zeichen seiner Wissenschaft. Und das Publikum? . . . Ich möchte keinen der Herren mit den Brillantknöpfen, keine der Damen mit den Wattoaurosenhüten persönlich kränken; aber hätten sie der Frage, was eigentlich das Wort Chiliasmus bedeute, eine Antwort zu finden vermocht? Ein Dramatiker darf nichts als bekannt, als „Gemeingut der Gebildeten“, voraussetzen; er blättert die *biblia pauperum* auf und muß so sprechen, daß selbst die Kindlein, die zu ihm kommen, Alles verstehen. Wer nicht weiß, daß die Hoffnung auf ein Tausendjähriges Reich älter ist als das Christenthum, daß sie immer wieder, zu jeder Zeit und unter jedem Himmel, den Rath der Ermatteten gehoben, die Lippe der Verzweifelnden gelehrt hat, Der muß in dem Meister Drowfs einen Narren sehen, einen für Herrn Mittenzweig und Entmündigung reifen Verräthen. So geschah es denn auch; und das Richern schon, das, ehe der Vorhang zum ersten Mal sank, durch die Reihen schlich, hatte den Helden des Dramas geköpft.

Dieser grausamen Exekution konnte Herr Halbe seinen Schmied leicht entziehen. Wir lernen ihn im Mai des Jahres 1848 kennen. Sollte der Mann, der sich zu so hohem Werk berufen glaubt, nicht Bücher gelesen, sogar emsig die dicksten Schweinslederbände durchschmälert haben? Ich will einmal annehmen: er that's. Dann konnte in seine schwielige Hand eine der Schriften gerathen sein, mit denen Irvingianer und Plymouthbrüder damals gerade die Germanenwelt überschütteten. In dem Anglo-Judaismus Edwards Irving war eben ja die Chiliaftenlegende zu neuen Erobererzügen erstanden. Die Apostel des Schottenheilsands durchstreiften seit den letzten dreißiger Jahren Europa, riefen zur Reinigung und kündeten der Braut des himmlischen Bräutigams nahe Wiederkehr in die Zeitlichkeit. John Darby, der in Plymouth den Millenniumismus gepredigt und zum Abfall von der verruchten Wilsamskirche gemahnt hatte, war vor dem Zorn der rechtgläubigen Anglikaner in die Schweiz geflüchtet und hatte dort eine Jüngergemeinde um sich geschaart. Und auch in Deutschland mehreten sich, in den Tagen der Lichtfreunde und freien Gemeinden, die Proselyten des neuen Wunderglaubens. Was einst die Rosen-

Kreuzer, was Comenius, Jakob Böhme und der Protestant Bengel verheißten hatten, Das wurde nun, in fast noch vergrößerter Form, wieder der unruhigen Menge als Kost geboten. Bis nach Schlesien, Posen, Ostpreußen drangen die Sendboten des Irvingianismus vor, in Berlin wirkte für ihn Charles Böhm mit schnell sichtbarem Erfolg und ein Runtius aus England konnte in der Stadt Nicolais eine an Kopfszahl reiche Bruderschaft feierlich weihen. Das geschah im Mai des Jahres 1848. Warum soll der Sturm des Tollens Venzes von so vielen Höhenfeuern nicht ein Häufchen in die marienwalder Schmiedesse geweht haben? Dann wäre Alles erklärt gewesen und die Hörer hätten nicht mehr geglaubt, den gleichgiltigen Einzelfall eines Paranoikers vor sich zu haben.

Es sollte nicht sein; und wir müssen nun sehen, wie es dem armen Dremß, den sein Erfinder so schutzlos in eine böse Welt schickte, weiter erging. Im eigenen Heim gehts ihm schlecht. Die Tochter ist in die Jahre gekommen, wo heißen Jungfräulein der leusche Schatz lästig wird und als leichte Beute jedem Kätzkünstler zufällt; sie folgt dem Schleichpfad der Mutter: der junge Baron, des verhassten Lieutenants von anno 13 schmucker Sohn und Erbe, fängt sich das zierliche Vögelchen, das so brünstig den Sproffer ersehnt. Die Mutter flennt wohl ein Bißchen, denkt aber nicht ernstlich daran, dem Kinde zu wehren; was hat denn solch armes Ding sonst vom Leben? Ein Stück nach dem anderen schleppt der Trödeljude aus dem Haus; bald wird der letzte Sonntagßlitter verkauft sein; was dann? Und wozu hilft überhaupt entsagende Ehrbarkeit? Frau Dremß kann beschwören, daß sie die Ehepflicht niemals befreit hat, und doch schilt der Mann sie früh und spät mit Schandnamen und verflüßt sie aus seines Innersten Gemeinschaft. Er würde dem Nädel das Aergste zutrauen, auch wenn es nie mehr als die Fingerspitzen eines Dorfgenossen berührt hätte. Und wirklich: der Schmied wähnt sein Kind schon gefallen, ehe es noch ins Straucheln geräth. Da ist er ein rechter Prophet nach dem Herzen des Jeremias. Aber ein Christ ist dieser Haxter auf Jesu Wiederkehr nicht. In ihm lebt nicht Güte noch Barmherzigkeit, er hält für jeden ihm sündig Scheinenden den ersten Stein bereit und hat die Eises Härte der Eiferer des Alten Bundes. Die beiden Frauen, die durch sein Hänschen huschen, sind ihm nur noch Fremde, für die er nicht zu sorgen, um deren leibliches und seelisches Wohl er sich nicht zu bekümmern hat. Seine Freundschaft ist draußen und draußen sein Trost: die Aermsten im Dorf, Bresthafte und vom Elend Zermorschte, bilden seine Gemeinde, ein Blinder und ein Schwindächtiger sind seine Lieblingsjünger. Sie kann nur ein Wunder beglücken, sie würden mit letzter Kraft sich noch in den Sargdeckel krallen, um Dem zu lauschen, der ihnen greifbare Himmelsherrlichkeit zeigt. Dieses Häuflein Elend, dessen bitterste Noth er durch Almosen gelindert, dessen Gliederschmerz er durch Altweiber-massage und suggestiven Zuspruch gesänftigt hat, will der Schmied nun ins

Morgenland führen, dem nahenden Heiland entgegen. Unwillig sieht die bürgerliche Bourgeoisie dem abenteuerlichen Treiben zu; und auch die geistliche und die weltliche Gewalt schickt gegen den Unfug ihre Büttel aus. Der Pfarrer mahnt zur Rückkehr in das Gitter des amtlich abgegrenzten Glaubens. Der Junker will auf den Robott gnädig verzichten und redet den Leuten väterlich zu, sich nicht bethören und ins Unglück schwaizen zu lassen. Noch aber ist Drewoß der Stärkere: die des Hoffens auf Kirchenheil und Herrngunst längst Entwöhnten halten zu ihm. Die Ohnmacht des Vermessenen muß sich erst deutlich zeigen, ehe sein stöhnender Trost sich von dem zärtlich gehegten Aberglauben trennt. Da trifft den im Uebermuth Jubelnden der erste Streich: die Frau trägt den täglichen Jammer, den schimpflichen Zweifel an ihrer Treue nicht länger und stürzt sich vom Brückensteg in den Teich. Und nun lernt der Mann unter Qualen erkennen, was ihm die Verachtete war. Ein Heiliger, der sein Weib in den Tod ärgerte? Ein Prophet, der nicht einmal sah, was aus nächster Nähe ihm drohte? . . . Aus den Spinnstuben schlüpft das Gewisser auf den Markt und bald heißt in allen Schänken: Drewoß hat sein Weib gemordet! Die besser genährten Schäflein stehlen sich scheu aus der Herde; und der Hirt der gelichteten Schaar kann am Ende selbst der Frage nicht mehr ausweichen, ob die Frau wirklich so viel schlechter als andere war und ob sie unter seiner Zuchttrathe in dreißig Leidensjahren ihre Schuld nicht hundertfach, tausendfach abgehäht hat. Doch er rafft sich noch einmal auf und schreitet ungebeugten Nackens vom Kirchhof ins Dorf. Die Kleingläubigen, die ihn mit dem Vorwurf belagern, warum er sie sehen lehrete, da sie das Licht, dessen Aufladern ihre Blindheit für Sekunden erhellte, nun doch wieder, in gedoppeltem Schmerz, entbehren sollen, herrscht er mit grimziger Inbrunst an; dem Pfarrer, der ihm rügend ins Gewissen redet, tritt er mit wormfischer Regierfähigkeit entgegen. In ihm waltet der Wille des höchsten Herrn, aus seinem Munde spricht Jesu Gebot und über ein Kleines werden die Blinden selbst sehen, daß er allein der frohen Botschaft wahrer Bringer ist. . . Solche Hybris strafen die Himmlischen stets, straft auch der milde Gott der Galläer. Keine einzige Weissagung des Schmiedes wird erfüllt; der Herr bleibt seinem Bitten taub; und das Flammenzeichen, das er vom Heiland ersiehte, fällt als zündender Blitz in sein Haus und legt es in Asche. Die Herde zerfliehet: Gott hat gerichtet! Und der Hirt, an den nur der Blinde sich rathlos noch klammert, sucht an der selben Stelle, wo seine Frau das Sorgenbündel abwarf, aus Feuersnoth Rettung im Wasser. Er wollte mit Brantwein das Gedächtniß umschleiern und sah, daß der Trunk die Fieberangst nur noch steigerte. Er wollte sich den Aufrührern anschließen, die mit Noth und Brand die soziale Ungleichheit austroden möchten, und merkte, daß er für solches Werk der Gewissenlosen nicht mehr die schwindelfreie Kraft besaß. Er hat verspielt und verthan; und seine Lebenswunde kühl't nur der Tod.

Der Schluß ist banal und das leere Schänfengeschwätz des letzten Aktes wäre einem viel stärkeren Stück verhängnißvoll geworden. Bisher hatten Erfindung und Technik zwischen Größe und Geschicklichkeit, zwischen Hebbel und Mosenthal, unsicher geschwankt; jetzt gleiten wir in die Grabkammern der Schicksalsdramatiker, der Müllner und Zacharias Werner, hinab. Da überläuft uns ein Felsstein; und wir fragen bellommen, wie es nur möglich war, daß kein guter Kunstgeist, kein kluger Rathe den Dichter an den richtigen Scheideweg führte. Herr Halbe zeigt uns flüchtig einen Handwerksburschen, der frisch aus der Schweiz die neuen Heilslehren des Kommunismus mitbringt. Der stramme Bengel will nicht auf eine vom Himmel gnädig herniedergespendete Seligkeit warten; den Himmel überläßt er den Junkern und Pfaffen, die ihn längst schon in Erbpacht haben: ihm selbst soll der Rothe Hahn Freiheit und Glück von den Dächern krähen. Diesen Lämmel durfte der Dramatiker nicht so leichten Kaufes wieder fahren lassen; ihn mußte er sehr genau ansehen und seine Herkunft sehr sorgsam prüfen. Kam er nicht aus der Schweiz? Ein 48 nach sechsjährigem Aufenthalt in der Eidgenossenschaft heimwandernder Kommunist mußte vom Schneider Weiling gehört, mußte ihn ja noch in Zürich gesehen haben. Und ihn nicht allein: auch Schmidt, den schwäbischen Gerber, Bakunin vielleicht, den *commis voyageur* der Revolution, Kuhlmann, Marr und die anderen Helden vom neuesten Bunde des Jungen Deutschland. Die sahen, als Friedrich Engels die Lage der arbeitenden Klassen in England studirte, schwadronirend in der Schweiz, schimpften auf die Einheitsträume und das „konstitutionelle Dorado“ der lieben Landsleute und äugelten mit Cabetisten und Egalitären über den Rhein. Von ihnen hätte der Schwiebegeselle seinem Meister Manches erzählen können. Und sollte der hitzige Kommunist im Mai 48 noch nicht das Manifest gekannt haben, das drei Monate vorher durch ganz Europa geschmuggelt worden war und in dem das Sturmwort stand: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch“? Was zu Alledem wohl der alte Dreffs gesagt und wie er gestaunt hätte, wenn ihm von dem Jungen Weiling's „Evangelium eines armen Sünders“ in die Hand gesteckt worden wäre! Da war ja das neue Christenthum, als dessen Wunderblüthe ein irdisches Paradies des Fleisches gepriesen wurde, da war Jesus ein vergnügter Herr, der lustig lebt und leben läßt, waren die Lehrer der Chiliassten und Wiedertäufer in eine gröbere, greißbarere Sinnlichkeit übersezt. Und da war auch für den Dichter die Tafel am Scheideweg. Sein Schmied konnte, wie Papias, der *ἀρχαίος ἀνὴρ*, jeden Gedanken an Gewalt und Empörung als ein reblicher Greis schroff ablehnen, ihm konnten die Schuppen vom Auge fallen und seinem entsezt Sinn sich die Worte entringen: „Wenn mein Wahn diesen Schreckensweg bahnen half, dann bin ich vor Gott und Menschen ein unentsühnbarer Sänder!“ Oder er konnte aus dem zerstörten Chiliasstenreich ins Land Babeufs und Buonarottis flüchten, reuig an

seine Brust schlagen und rufen: „Ich habe geirrt, da ich glaubte, unthätig des Tausendjährigen Reiches ersten Morgenstrahl erwarten zu dürfen! Gott heischt mehr als Gebet und innere Reinigung, heischt muthige That und sabbathliche Säuberung der Straßen, auf die sein eingeborener Sohn als Friedensfürst des Millenniums bald den Fuß setzen soll. Weil ich ihn nicht verstand, weil ich zauderte und vor der Blutschuld erschrak, hat er mich gestraft; weil ich jetzt, um auf Erden das Menschengefühl zu entbinden, zur unmenschlichsten Grausamkeit entschlossen bin, wird er mich krönen.“ Herr Halbe hat, so scheint mir, nicht scharf und nicht tief genug in die Hintergründe der Zeitstimmung hineingesehen, die seines Helden Legendengestalt umwittern mußte; sonst wäre ihm nicht entgangen, daß der Zusammenstoß der chiliastischen mit der kommunistischen Traumwelt zu einer der beiden Lösungen des Konfliktes führen mußte, die ich eben anzudeuten versuchte. Die zweite hätte das Staatsretterherz des Don Quixote von Saarabien erfreut; denn sie hätte gezeigt, wie leicht aus religiösen Schwärmern politische Revolutionäre werden. Die erste konnte dem Psychologen seine Genüsse beschern und ihn einen Blick unter die Schwelle des Bewußtseins thun lassen, wo der Trieb die Denkkraft lenkt und zwischen den assoziativen Centren heimlich die Leitung herstellt. Der in die Gemeinschaft blutrünstiger Handwerksburschen verschlagene Schmiedemeister hätte sehr schnell eingesehen, wie wenig in dieser gottlosen, herrenlosen Welt für einen Mann seines Schlages zu hoffen wäre. Und diese Einsicht hätte ihm zu der Erkenntniß verholfen, daß in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge nicht Der die längste Wegstrecke zurücklegt und den größten, fettesten Glücksbrocken einfädelt, der den neuesten Glauben, das letzte Modedogma hat, sondern Der nur, dem klar ward, daß jedes Fortschreiten um Fußes Breite, jeder winzigste Erfolg von jedem Einzelnen, mag sein Glaube modern oder unmodern scheinen, aufs Neue erarbeitet, erkämpft werden muß.

Wäre solche Erkenntniß nicht auch deutschen Dichtern vom Jahr 1900 nützlich? Der unausrottbare Pessimismus einer schwachen und müden Arianenmenscheit rettete sich in die Christenlehre, in den Traum einer für alles Leid überreichlich entschuldigenden himmlischen oder lieber noch irdischen Glückseligkeit. Mangel an Selbstbewußtsein und stolzer Kraft trieb germanische Dichter in das Nebelland eines neuen, ihrem Stamm fremden Dogmas. Daß sie in die Irre schweiften, kann ihnen nicht mehr verborgen sein. Es wäre schön, wenn sie sich um die Erkenntniß schaaften, daß es, wie für jeden Gläubigen, so auch für den Dichter, der von allen Menschen den stärksten Glauben braucht, nicht darauf ankommt, dem neuesten Ruf, der neuesten Richtung zu folgen, sondern darauf allein, des eigenen Wesens Kern in freiem, nie rastendem Schaffen zur Sommerreise gedeihen zu lassen.

M. H.